



**Im neuen Jahrhundert.**

**Baltische  
Rückblicke und Ausblicke**

von

**Dr. Ernst Seraphim.**



• Riga. •

Verlag von Jonck & Pollewsky.

1902.



# Im neuen Jahrhundert.

Baltische Rückblicke und Ausblicke

5-A

von

**Dr. Ernst Seraphim.**

Nur wer sich selbst treu ist, kann andern  
treu sein, treu seiner Heimath, treu seinem  
Herrscher, nur der treue Mann ist ein braver  
Mann.

(Aus einer alten kurländischen Rede.)

O, nur nicht müde werden!  
Alles Andere . . . . .  
Nur nicht müde werden!

(C. Fleischlen.)

---

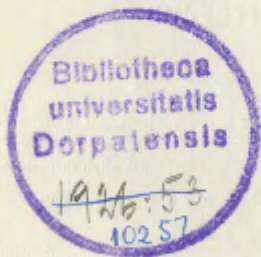
Riga.

Verlag von Jonck & Poliewsky.

1902.

Дозволено цензурою. Рига, 5 Февраля 1902 г.

Л. А.



Seinem verehrten Freunde

Gustav Keuchel.

## Einleitendes.

Jeder, der in sich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeist sein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt; er muß sein, wie Homer an den Helden preist, er muß sein wie eine Fliege, die, verschleucht, den Menschen immer wieder von einer anderen Seite anfällt.

Goethe.

Die hier zu einem Ganzen vereinigten und vielfach umgearbeiteten Aufsätze, die in den letzten Jahren in der „Düna-Zeitung“ erschienen sind, dienen dem einen Ziel: der deutschen Bevölkerung der baltischen Provinzen an einzelnen Erscheinungen des heimischen Lebens die schwierige Lage zu zeigen, in die sie theils durch das Emporkommen des lettisch-estnischen Elements, theils durch eigene Schuld gerathen ist. Zeitungsartikel schwinden nur zu leicht wieder aus dem Gedächtniß, die Frage, von der die in Rede stehenden Aufsätze aber handeln, ist eine im wahren Sinne des Wortes brennende, eine Lebensfrage geworden. Das mag es rechtfertigen, wenn der Unterzeichnete, veranlaßt durch manchen ihm gegenüber verlaublichen Wunsch, die Artikel hier zusammengefaßt hat, um ihnen eine nachwirkende Kraft zu geben.

Daß sie zu persönlichem Zweck oder aus politischen Gründen mißdeutet oder in Herzens-einfalt mißverstanden werden können, hat auf ihre Veröffentlichung nicht einwirken können. Denn die offene Aussprache über die schwachen Punkte unserer Position ist nothwendig, um

zur Klarheit zu kommen. Wahrheiten zu hören, ist freilich nicht immer angenehm. Sie stören die Indolenten und die unverbesserlichen Optimisten. Denen aber, die sich nicht mit wohlfeilen Worten begnügen, zeigen sie den Weg zum Handeln: „Im Anfang war die That!“ So allein kann eine Gesundung angebahnt, der Resignation entgegen gearbeitet und uns die innere Stimmung wiedergegeben werden, ohne die kein Erfolg möglich ist, der Glaube an sich selbst, an das große innere Ziel, von dem Fleischlen so überzeugend gesagt hat:

„O nur nicht müde werden!  
Alles Andre.....  
Nur nicht müde werden!

Ich meine nicht, vom äußern Lärm des Tages,  
Nicht vom Gedränge kleiner Unruhestunden,  
Das Alles löst sich immer ganz von selbst.....  
Und löst sich's nicht,  
So wirf es hinter Dich.....

Es kann ein trüber Tag Dich wohl verstimmen,  
Es kann Enttäuschung mißgemuth Dich machen,  
Es kann Verdruß ob so viel plumpem Schwindel  
Zu jähem Zorn vielleicht die Faust Dir ballen,  
Es kann Dir auf die Nerven fallen:  
Lohnt sich's denn überhaupt zu siegen!?  
Das Alles löst sich immer ganz von selbst!  
Das innere Ziel nur laß Dir's nicht verbiegen,  
Und laß es Dir nicht in die Seele kommen  
Und Dich nicht müde machen.....  
Müde; in der Tiefe,  
Da, wo die Quellen des Lebens liegen!“

Noch ein Zweites muß gesagt werden. Die Auslassungen, die hier zusammengefaßt sind, haben keine aggressive Tendenz gegen unsere lettischen und estnischen Heimaths-

genossen. Sie erkennen den Entwicklungsproceß derselben als in den Verhältnissen beruhend an und sind weit entfernt von retrograden Absichten. Dem Verfasser erscheint der innere Friede durch gegenseitiges Entgegenkommen und Verstehenlernen wohl zu erreichen und als eine Nothwendigkeit. Daß dabei von deutscher Seite so manches versehen worden ist, leugnet er nicht, daß bisweilen zu starres Festhalten am früher unangefochtenen Besitz und Einfluß den radicalen Bestrebungen der andern Gruppen Aufwasser gegeben hat, will er zugeben und daß ein vernünftiger Compromiß möglich ist, haben die Wahlen in Wenden, Fellin und der Embachstadt erwiesen, daß aber die Deutschen nur dann die ihnen durch Tradition und Cultur angewiesene Stellung behaupten können, wenn sie eine starke Gruppe darstellen und diese Stellung in ihrem eignen Interesse den andern Gruppen gebietet, mit den Deutschen in Frieden zu leben, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen.

Diesen Anschauungen, die weit verbreitet sind, Ausdruck zu geben, hat der Verfasser versucht. Er wäre glücklich, zu erfahren, daß er das in die richtigen Worte gefaßt hat, was so viele Herzen beschwert.

In unsere Hand ist unser Schicksal gegeben. Möchten die Einsichtigen führend, überredend und den Ernst der Lage beleuchtend wirken, so lange es noch Zeit ist. Ueber unserem Lande aber möge auch im neuen Jahrhundert Gott seine treue Hand halten!

Januar 1902.

Dr. Ernst Seraphim.



## I.

### Das alte baltische Idyll.

Als das 19. Jahrhundert begann, waren Livland und Estland bereits 90 Jahre mit Rußland vereinigt, Kurland dagegen erst fünf Jahre. Aber in den Grundzügen war das Leben im Gottesländchen, in Livland und in Estland dasselbe, und wenn hier vornehmlich von Riga und Livland die Rede sein soll, so trifft das dabei Gesagte, da es sich hier nicht um einen geschichtlichen Abriß mit Details, sondern um eine Charakterisirung baltischer Eigenart handelt, für das ganze Land im Wesentlichen zu. \*)

Die Metropole unserer Heimath, Riga, stand bei der Jahrhundertwende durchaus im Zeichen der „Aufklärung“. War der Kreis, den der patriotische und feingebildete Rathsherr Joh. Christoph Berens um sich versammelt hatte und zu dem u. A. der ausgezeichnete Rector Lindner, vor Allem aber Herder und der „Magus des Nordens“, Hamann, sowie der Buchhändler Hartknoch gehörten, auch nicht mehr beisammen, so wirkten doch die Einflüsse all der hochbedeutenden Männer in unverminderter Kraft fort. Es war noch dasselbe Riga, von dem Herder's Frau schrieb: „In Riga fand Herder noch schöne Reste vom Geiste der alten Hansestadt, einen zwar viel-

---

\*) Wir folgen hier u. A. auch Mettig's „Geschichte Rigas“.

fach durchkreuzten und oft gehemmten Gemeingeist, belebt und wirkend zum Ganzen. Hier wurden seine eigenthümlichen Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse geweckt und genährt; seine Lebensansicht erweiterte sich, er gewann mit der vermehrten Kenntniß der Menschen und des Lebens im Großen auch höhere Ideen von bürgerlicher Freiheit, bürgerlichem Wohl und edler weiser Wirksamkeit dafür.“ Und Herder selbst hat bekannt: „In Livland habe ich so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr im Stande sein werde, zu leben, zu lehren, zu handeln.“ Im 4. Bande seiner „Ideen“ hat ihm Riga vorgeschwebt, als er die Städte als Freistätten der Menschen, des Handels, der Künste und Gewerbe preist. Neben diesen tiefen Einwirkungen der „Aufklärung“ traten bald nicht minder eingreifende politische Umwandlungen ein, die in der großen französischen Revolution ihren Ursprung hatten und in der Aufhebung der alten historischen Verfassungsgebilde des Rathes und der Gilden gipfelten. Die doctrinäre und liberale Aera, die in Josef II. einen so hervorragenden Vertreter fand, wurde in Rußland durch die Kaiserin Katharina II. repräsentirt. Etwa hundert Jahre vor der letzten Aufhebung der provinziellen Sonderrechte (1785 am 21. November) wurde der Bürgerschaft die officiële Mittheilung, daß für Riga die Einführung der neuen Städteordnung befohlen worden sei, der gemäß Riga genau dieselbe Verfassung wie die übrigen Städte des weiten russischen Reiches erhielt. Proteste waren umsonst. Am 19. September 1786 löste sich der alte Rath auf und nahm feierlich Abschied von den Gilden.

Zu gleicher Zeit wurde die Landesverfassung der baltischen Provinzen aufgehoben und die sogenannte Statthalterschaftsverfassung eingeführt. Die Wirkungen dieser radicalen Um-

änderungen waren sehr ernste. Die neuen Organe functionirten nicht ordentlich, zumal sie zur Domaine ehrgeiziger, gewissenloser Streber wurden. Das Eindringen des rohen Pöbels in die Bürgerschaft, die sich steigende Frechheit der niederen Volksklassen, wie sie aus der unbewußt demagogischen Tendenz der neuen Institution resultirten, verbanden sich mit einer täglich sich steigenden Zerrüttung der Finanzlage. Da starb 1795 die Kaiserin und Kaiser Paul restituirte bekanntlich sofort die alten Verfassungen in Land und Stadt.

Um die Wende zum XIX. Jahrhundert treffen wir überall auf Patrioten, die bei aller Pietät gegen das Historischgewordene mit Eifer daran gingen, alte überlebte Formen durch neue, entwicklungsfähigere Einrichtungen zu ersetzen. Eine Reihe von segensreichen Stiftungen und Einrichtungen blühen empor, so vor Allem die vom Superintendenten Sonntag 1802 gegründete literarisch-praktische Bürgerverbindung, die sich, wie Mettig prägnant hervorhebt, den berühmtesten philanthropischen Anstalten der Welt an die Seite stellen darf. Im Anfang des Jahrhunderts errichteten ferner die Doctore Guhn und Ramm das erste Impfinstitut Rußlands in Riga, 1805 wurde gegen den Wucher ein Lombard gegründet, 1808 das Armendirectorium in's Leben gerufen, das die öffentliche Armenpflege organisirte. So wirkten im edlen Wettstreit eine Reihe vortrefflicher Männer, die man als die jüngeren Repräsentanten der Aufklärung bezeichnen kann: der Generalsuperintendent Karl Gottlob Sonntag († 1827), ein Patriot und Humanist, der Graf August Ludwig Mellin, der getreu seinem Wahlspruch lebte „Ich bin kein Adels-, sondern Landesrath“, ferner Oberpastor Dr. Karl Ludwig Grave, Oberpastor Liborius v. Bergmann, die Bürgermeister Jac. Friedr. v. Wilpert und Joh. Christ. Schwarz, der reformirte Prediger

Dr. Georg Collins, der Oberlehrer und Freund vaterländischer Geschichte Joh. Christ. Broke und der Schauspieler und Theaterdichter Carl Ferd. Grohmann. Die Kaufmannschaft repräsentirten mit weitem Blick der Stifter des noch heute bestehenden großen Handlungshauses Alex. Gottschalk Sengbusch, dem die Stadt zahlreiche vortreffliche Einrichtungen gemeinnütziger Art verdankte, und Georg Conrad Wiggert.

Auch das übrige Livland trug ähnliche Signatur. Im Norden des Landes war es die von Kaiser Alexander I. 1802 in's Leben gerufene Hochschule zu Dorpat, die unter deren Curatoren, dem berühmten Dichter Klinger, dem Fürsten Karl Lieven und Männern wie Parrot und Ewers einer glänzenden Entwicklung entgegenging.

Es war endlich dieselbe Zeit, wo die 3. Th. von Merkel in Fluß gebrachte Emancipation der bäuerlichen Bevölkerung, an der eine Reihe humaner baltischer Edelleute mit Feuer und Verstandniß arbeiteten und der Kaiser Alexander I. Wohlwollen und Förderung entgegenrug, in lebhafteren Gang kam. So gab es überall frisches Thun und Fortschritt, der sich freilich mit dem breiten und bequemen Leben der deutschen Kreise der Provinzen gut zu vereinigen mußte. In Sonderheit in den Städten spürte man nichts von der Gährung im Westen und war zufrieden im behaglichen Genuß. Literarische Bestrebungen, Theater und Musik, um die sich schon im XVIII. Jahrhundert der Regierungsrath von Vietinghoff, der „Rigische Ludwig XIV.“, hoch verdient gemacht hatte und die bis heute Lieblinge der Gesellschaft geblieben sind (wie denn auch das Theater, um nur zwei zu nennen, Holtei und Richard Wagner zu den Seinigen zählen darf), und opulente Mahlzeiten füllten die Tage. „Man lebte,“ so hat J. v. Eckardt die Tage altlivländischen Idylls treffend charakterisirt, „den

Freuden des Theaters und der Geselligkeit, stellte Almanache und Gesangbücher im Geschmack der Zeit zusammen, freute sich der Alexanderssäule und ihrer russisch-lateinischen Inschrift, der Alexanderpforte oder des neugegründeten Böhmannschen Parks und fühlte sich nie lebhafter ergriffen, als wenn man im heiteren Familienkreise auf dem Höfchen oder hinter dem Punschglase auf der Euphonie sitzen, Kozebue's Gesellschaftslied singen und der allgemeinen Stimmung in der Schlußstrophe desselben: „Ach, wenn es doch immer so bliebe“, einen gläubigen Ausdruck geben konnte.“ Besonders typisch für jene ersten Jahrzehnte livländischen Stilllebens aber war die gänzliche Abkehr vom Westen. Obwohl man deutsch sprach und alle Culturelemente von Deutschland bezog, dessen geistigen Strömungen in Literatur und Kunst, wenn oft auch verspätet, bei uns wiederzuerkennen sind, so hatte sich doch bei den Meisten die Ansicht festgesetzt, daß, wie ein Schriftsteller das gut ausdrückte, es nirgends in der Welt so gebühlich zugehe, wie in Livland und in Riga, wo die Schranken der Standesverhältnisse stark gefügt waren. Nur in ganz vereinzelten Zirkeln waren die politischen Zustände Westeuropas Gegenstand des Interesses. Den meisten Balten war die Politik aber eine terra incognita.

Aus diesem Traumleben, das aus baltischer Ueberschätzung zu gefährlicher Verkümmern zu führen drohte, geschah das Erwachen nur langsam. Die im Jahre 1841 nach zahlreichen Uebertritten der Letten und Esten erfolgende Errichtung eines griechisch-orthodoxen Bisthums in Riga und die 1845 nach Riga zur Untersuchung der Rigaschen Verfassung abdelegirte Stackelberg-Chanikow'sche Commission zeigten den Livländern, daß ihrem dolce far niente ein Ende nahte. Indem sich ihnen die Mängel der baltischen Zustände, die sie mit allzu

großem Optimismus betrachtet hatten, offenbarten, erkannten die Einsichtigen und Patrioten, daß nur gemeinsame Culturarbeit, die Solidarität der baltischen Verhältnisse und die Vernichtung des particularistischen Cliquenwesens und engherziger Ständepolitik eine gesunde Basis herstellen könne.

Der Proceß der Neubildung des politischen Lebens in den baltischen Provinzen fand in Riga seinen Mittelpunkt. Männer, wie der ausgezeichnete Hamillar Fölkersahm, dem die Fortführung der Agrarreformen wesentlich zu danken ist, der edle Bürgermeister Otto Müller und der Generalsuperintendent und Bischof Ferdinand Walter, ein Mann von kühnem und feurigem Wesen und protestantischer Kraft, neben und mit ihnen viele andere begabte und ehrenwerthe Persönlichkeiten, deren Organ die „Rigasche Zeitung“ war, standen im Mittelpunkt der provinziellen Reformarbeit. Es war zu Anfang der Regierung Kaiser Alexander's II., da, wie im weiten Reich, auch bei uns ein fröhlicher Reformeifer, ein an das historisch Gewordene anknüpfender, aber zu neuen Formen emporstrebender Geist sich geltend machte: mit Stolz und Rührung erzählten die Männer, die damals gearbeitet und gehofft, in späteren Jahren von jener Zeit, über der das Hutten'sche Wort gleichsam als Devise stand: „Es ist eine Lust zu leben.“ Wie viele Fragen von Bedeutung wurden damals angeregt, wie viele Reformen angebahnt! Der zeitgemäße Ausbau der Stadtverfassung, die Freigebung des Erwerbes von Grundbesitz, die ständische Theilnahme der Landesvertretung, die Erweiterung der bäuerlichen Rechte und die Ausbildung der Volksschule, die Umgestaltung der Rechtspflege u. v. A. Einen warmen Freund hatten alle diese Bestrebungen in dem Generalgouverneur Fürsten Suworow. Mit Dankbarkeit erinnert sich in Sonderheit die Stadt Riga an den humanen und verständnißvollen Ver-

treter des Kaisers, dem es unendlich viel verdankt: die Verbesserung des Dünahafens, die Verbindung mit dem russischen Schienennetz und die Abtragung der die Stadt einengenden Wälle. Riga begann allmählich zur Großstadt heranzuwachsen, neue schöne Gebäude entstanden, wie Börse und Große Gilde, das Theater und die Gertrudkirche, Institute, wie Börsenbank und Hypothekenverein, blühten auf, Vereine aller Art traten in's Leben. Allem wandte Sumorow sein Interesse zu, auch der Presse. Er unterstützte die freiere Richtung der „Rigaschen Zeitung“ und propagandirte die Gründung der „Baltischen Monatschrift“. Er war es auch, dem die Abhaltung des ersten allgemeinen baltischen Sängersfestes in Riga 1861 zu danken war. In den folgenden Jahrzehnten ist Riga auf dem beschrittenen Wege weitergegangen, dem Handel, der zu Wasser und zu Lande immer weitere Dimensionen angenommen, ist eine großartige Industrie zur Seite getreten und heute ist die Stadt in die Reihe der Großstädte eingereicht. Auch die Geschichte der übrigen Landestheile weist in jenen Jahrzehnten frisch pulsirendes Leben auf: die Gründung der ritterschaftlichen Gymnasien, die Ausgestaltung des Volksschulwesens, der Uebergang des bäuerlichen Landes aus dem Pachtbesitz in festes Eigenthum, das Anwachsen des materiellen Wohlstandes der Landbevölkerung, aber auch die ersten Ansätze zu nationaler Emancipation seien als einige der Hauptmomente aufgeführt.

Es war bei allem Wechsel und Wandel, den wir skizzirt haben, für uns Balten eine behagliche Zeit, die Zeit des baltischen Idylls bis in die siebziger Jahre hinein, eine Periode sorgenlosen Daseins und ruhiger Arbeit, der Ausbildung einer starken Eigenart, die bei aller Einseitigkeit, bei aller Ueberschätzung livländischer Art und Unterschätzung fremden Wesens, uns doch auf der Höhe sah. Wir füllten unseren Platz da-

heim aus, wir traten auf dem Gebiet mancher wissenschaftlichen Disciplin in nicht erfolglosen Wettstreit mit dem Westen und sandten alljährlich hunderte der Unseren in den Dienst und die Culturarbeit des großen Reiches, dem unsere Provinzen in guten und bösen Tagen loyal angehört haben. Wir brauchen nur an die Namen Ernst von Bergmann und Adolf Harnack zu erinnern, um die Bedeutung der Balten für Deutschland zu markiren, Männer, denen viele angereicht werden können. Wir brauchen nur andererseits auf das Buch von den „14,000 Immatrikulirten“ der alten Universität Dorpat zu verweisen, um jedem den Beleg für die Mitarbeit der Balten an dem wissenschaftlichen, militairischen, administrativen und socialen Leben Rußlands an die Hand zu geben. Bei uns daheim gestaltete sich das Jdyl zu einem provinziellen Dasein, in dem sich jeder schnell heimisch fühlte, um das uns viele beneideten und von dem sie meinten, es gäbe in der ganzen Welt keinen Fleck Erde mit so eigenartigen Menschen, die Arbeit und Vergnügen so zu verbinden wüßten und in ausgeprägter und selbstbewußter Herrennatur sich daheim und in der Fremde ihre Stellung zu bewahren verständen.

Heute, wo das Jdyl allmählich zu Ende geht, scheint es vielleicht angebracht in raschen Umriffen es noch einmal zu zeichnen. Wir haben das Leben in Riga bereits oben skizzirt. Gewiß hat es in der alten Dünastadt an engherziger Kirchthnrmspolitik und an Vorurtheilen und Abgeschlossenheit gegen Alles, was außerhalb der Mauern geboren war und in Dorpat nicht zur heimischen Verbindung gehört hatte, auch damals nicht gefehlt. Aber es steckte andererseits eine ungemeine Tüchtigkeit, eine so energische Arbeitskraft, ein so williges Unterordnen des Einzelnen unter die für richtig erkannten Allgemeininteressen Rigas in den Patriciern, Bürgern und

Literaten, daß man seine Freude daran haben mußte. Ohne Frage war die Exklusivität groß und die überlieferten Formen und Normen wurden mit einer Art starrer Pietät beschützt, aber auch der Gegner mußte anerkennen, daß man ihnen Leben und Geist einzuflößen verstand, daß sie vortrefflich functionirten trotz ihres Alters, weil sie sich systematisch eingliederten in den ganzen Ideenkreis der Bewohner. Hier hieß es nicht: „Sei im Besitze, und du wohnst im Recht“, sondern hier deckte sich der rechtliche historisch überkommene Besitz mit der Wohlfahrt der Bewohner. Noch war Riga keine moderne Großstadt, noch prävalirte nicht nur an geistigem Können und materiellem Vermögen, sondern auch rein numerisch die deutsche Bevölkerung. Für diese Präponderanz hatte man ein sehr ausgeprägtes Gefühl und wenn die Beobachtung der dreißiger und vierziger Jahre wohl auch für die späteren Jahrzehnte — bis anno 1870/1871 — galt, daß man sich lediglich als Rigenfer fühlte und am politischen Leben des Westens innerlich herzlich wenig Antheil nahm, vielmehr den Schlagbaum nach West und Osten möglichst selten aufzog, so brachten es doch die Verhältnisse einer Handelsstadt mit sich, daß man langsam aus der Isolirung herauskam.

In den kleineren Städten der baltischen Lande, namentlich Livlands, concentrirte sich ein großer Kreis deutscher Literaten und Edelleute, die an den Landesbehörden und als Schulmänner beschäftigt waren, als Aerzte, Prediger und Advokaten einen ausgebreiteten Wirkungskreis hatten oder auch wohl lediglich als gutsituirte Rentner ihr otium cum dignitate genossen. Dazu kamen eine Anzahl deutscher Kaufleute und die zahlreiche Gruppe deutscher Handwerker, die alle verhältnißmäßig leicht verdienten und, oft durch Generationen angefessen, mit dem Ort verwachsen waren. So wurden gerade die kleineren

Städte, von dem als Universitätsstadt bevorzugten Dorpat ganz abgesehen, Mittelpunkte liebenswürdiger und angeregter Geselligkeit, in denen sich eine sonst im baltischen Leben namentlich in Kurland und z. Th. in Estland nur selten anzutreffende gesellschaftliche Ausgleichung und ein persönlich herzlicher Verkehr von Personen verschiedener Stände in erquickender Weise herausbildete. Viel bewirkte in dieser Hinsicht der vortreffliche Geist, den die unvergeßlichen Pädagogen Schmidt in Fellin, Hollander in Birkenruh und Krümmer in Werro zu pflanzen verstanden, sehr viel auch das corporelle Studentenleben in Dorpat, das, es mögen gegen dasselbe noch so viele Vorwürfe erhoben werden, zur Aufhebung oder zum mindesten zur Milderung socialer Unterschiede ganz eminent beigetragen hat. Welch' tiefgehende Wurzeln in jedem Balten gerade die Jahre der heimischen Hochschule schlagen, welche Freundesbände er in's Leben mitnimmt und wie viel er an Schulung des Charakters gewinnt, davon kann sich der unseren alten Zuständen Fernstehende gar kein Bild machen. Großes Verdienst um die kleinen Städte erwarben sich ferner hervorragende Schulmänner und Theologen: so würde Walk durch Bischof Ulmann, Wolmar durch Ferdinand Walter eine Stätte feinsinniger, aber in materieller Hinsicht sehr einfacher Geselligkeit, so zog Hollander durch sein Erziehungsinstitut in Birkenruh zahlreiche deutsche Kreise nach Wenden, der alte Schmidt nach Fellin und selbst das fernab liegende Werro gewann durch die Krümmer'sche Anstalt geistiges Leben. Natürlich fehlte auch hier dem Licht der Schatten nicht und manche kleinliche lächerliche Seite fiel dem Ausländer, wohl schon dem Rigenjer in die Augen, doch was wollte das gegen das Gute besagen!

Auf dem flachen Lande bildeten die Edelhöfe und kleineren Güter, auf denen deutsche Arrendatoren saßen, sowie die

Pastorate und Doctorate überaus zahlreiche deutsche Dafen, die mit einander in eifrigem und anregendem Verkehr standen. Eine Gastfreundschaft, wie sie wohl nur bei uns typisch ist, war (und ist Gottlob) hier überall zu Hause. An der offenen Tafel war Platz für Freunde und Bekannte und die alte wie junge Welt fand ihre Rechnung. Alle Verhältnisse trugen den Stempel patriarchalischen Gehabens an sich: der Gutsherr, der, ohne gar zu intensive Landwirthschaft im heutigen Sinn zu treiben, seinen vom Vater auf den Sohn sich forterbenden Beruf mit scharfem Blick und natürlicher Veranlagung ausübte, war seinen Bauern meist ein wohlwollender Herr, der an ihrem geistigen und leiblichen Wohl, wenn auch oft ohne Dank, ehrlichen Antheil nahm und für Schule und Kirche ohne viel Aufhebens zu machen, sorgte, und dabei durch sein landwirthschaftliches Vorbild anspornend und lehrend auf die Bauern seines Gutes einwirkte. Welche Summe von social-politischem Sinn gerade diesen Stand stets ausgezeichnet hat, wie es ihm zu danken ist, daß die bäuerlichen Agrarverhältnisse heute bei uns so gesunde sind, daß sie nicht nur dem Osten, sondern auch einem großen Theil Preußens und Norddeutschlands als Muster dienen können, braucht für keinen, der unsere Verhältnisse nur ein wenig kennt, besonders hervorzuheben zu werden. Auch unserer in ehrlicher Arbeit am Landvolk grau gewordenen deutschen Landpfarrer, die mit ihm gearbeitet und für dasselbe zu leiden gewußt haben, gedenken wir mit pietätvollem Dank. Mag auch eine radicale und undankbare Zeitströmung an ihnen lediglich die Fehler betonen, mag eine zum Theil zügellose und unhistorisch denkende Presse ihre großen Verdienste systematisch zu verdunkeln streben, eine gerechte Beurtheilung spricht ihnen um die Volksschule und die evangelische Kirche, wie überhaupt um die Hebung der

Volkseele, die größten Verdienste zu. Daß ihnen die lettische und estnische Literatur eminente Förderung verdankt, daß sie Bibel und Gesangbuch, Andachtsbücher und Katechismen, wie es ihre Pflicht war, immer wieder verbessert haben, sei nur kurz erwähnt. Wer ein Bild baltischen Lebens gewinnen will, wird die bedeutenden und charaktervollen Gestalten unserer evangelischen Pastoren am wenigsten übergehen dürfen. Auf dem flachen Lande und in den kleinen Orten lebte endlich eine nicht unbeträchtliche Zahl deutscher Müller, kleiner Pächter und Handwerker, die durch ihre nationale Stellung gleichsam eine aristokratische Colonistenschicht bildete und in die durch natürliche Attraction ein, wenn auch nicht großer Theil der indigenen Bevölkerung allmählich aufging.

Nur kritiklose und durch Haß getrübe Gesinnung wird dem baltischen Sonderleben als solchem einen Vorwurf machen können: es war das Product der Geschichte und wies Licht und Schatten auf. Für die deutsche Bevölkerung war jene Zeit, trotz vieler von den Besten unter ihr nur zu oft empfundenen Schranken, eine ungemein glückliche. Der Verdienst war nicht schwer, eine ernsthafte Concurrnz fehlte, dem Tüchtigen war ein feiner Begabung und Fleiß conforme Stellung nach beendetem Studium sicher, und selbst so mancher, mit dem heute der Strom moderner Arbeitsauslese wenig Erbarmen gehabt hätte, fand Brot und Amt. Die Arbeit im Beruf war fern von der heutigen Anrast, von den Auswüchsen der Incollegialität und rücksichtsloser Concurrnz, Tradition und gesetzliche Schranken hemmten und regulirten Alles nicht weniger als der familienhafte Zug, der auch das öffentliche Leben charakterisirte, soweit von einem solchen die Rede sein konnte. Bezeichnend für das baltische Leben war noch immer ein ausgesprochener Particularismus, eine echt niederdeutsche Eigenschaft, und es war

beinahe so, wie in begreiflichem Paradoxon kürzlich ein Balte in den „Grenzboten“ sich ausgedrückt hat, der Kurländer gab nur ungern zu, daß Livländer und Estländer auch Verstand hätten — und vice versa. Politisch zu denken verstand man auch damals noch wenig, bis 1866 liebte man in der überwiegenden Mehrheit Preußen gar nicht, sondern stand auf österreichischem Boden gegen Bismarck, der in den baltischen Provinzen ebenso bitter angefeindet worden ist, wie draußen, bis die Jahre 1866 und vor Allem 1870 auch hier Allen die Augen öffneten. Gegen Deutschland als solches herrschte meist die alte Animosität. Als das Land der Denker, Dichter und Träumer ließ man es gelten, sonst fand man nur Grund über die hohen Steuern die in Preußen gezahlt wurden, und über die preußische Grobheit zu reden. Unverändert und unwandelbar, ja durch persönliche Beziehungen noch vertieft, war die Liebe und Verehrung zu den Monarchen Rußlands. Mit Begeisterung hat man Kaiser Nikolaus verehrt und sich an seiner Präponderanz in Europa gefreut und mit inniger Wärme haben die Herzen Kaiser Alexander II. entgegengeschlagen, der bei seinem mehrfachen Aufenthalt in den baltischen Provinzen mit ungeheuchelter Herzlichkeit empfangen wurde und bei dessen Tode nirgend heißere Thränen geflossen sind, als bei uns. Auch zu der Petersburger Gesellschaft, zu den Regierungskreisen pflog der Adel, ganz besonders in Estland und Kurland, enge Beziehungen. Zahlreiche Edelleute dienten in der Garde, viele traten in den diplomatischen Dienst oder in die höhere Beamtenlaufbahn. Die Zeit liegt nicht gar zu fern, wo die Mehendorff und Budberg, Staal und Brunnow u. a. die ersten Botschafterposten belleideten und in den hohen Militärchargen deutsche Namen überaus zahlreich waren.

Wie weit liegt die Zeit des baltischen Idylls doch hinter

uns! Eine neue Zeit ist da, eine Zeit, die äußerlich groß und reich ist, welche die alten Fesseln gesprengt und so vieles, was vielen lieb und werth war, rücksichtslos zum alten Eisen geworfen hat. Stolz ist Riga in die Reihe der großen Handelscentren getreten, seine junge Industrie, wenn auch augenblicklich von der allgemeinen Krisis mit betroffen, reckt — das hat die Jubiläumsausstellung 1901 so erfreulich erwiesen — kräftig ihre Arme, bereit, den Wettkampf aufzunehmen; im Strome des Weltverkehrs wollen Riga, Reval, Libau ihren Platz an der Sonne behaupten und an unternehmenden Männern fehlt es nicht. Wer Augen hat, der sieht das moderne Leben rastlos und laut pulsiren, der freut sich des Treibens in den Häfen, der aufragenden Schloten der Fabriken, der volksbelebten Straßen mit ihrem Gewoge und nicht abreisenden Handel. Aber das alte baltische Städteidyll früherer Zeiten ist es nicht mehr:

„Die Stätten meiner Jugend sah ich wieder,  
Doch zeigen sie mir meist ein fremd Gesicht,  
Rings wuchsen Giebel, sanken Wipfel nieder  
Und selbst das Flußbett ist das alte nicht;  
Ja, Freund, den Hauch, der unterm Schlag der Glocken  
Die Welt durchschauert, spür' ich doppelt hier;  
Er blies nicht bloß das Braun aus unsern Locken,  
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.“

Wie lag im goldnen Märchenduft die Ferne,  
Da uns doch eng der Heimath Bann umgab!  
Vom ersten Berg schon sah'n wir andre Sterne  
Und Zaubergerte schien der Wanderstab.  
Sehnfüchtig wuchs das Herz, wenn seine Weisen  
Das Posthorn sang im mächt'gen Waldrevier;  
Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen:  
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr!“

Und wir mit ihr!

Neußerlich machten dem baltischen Sonderleben die staatlichen Maßnahmen auf dem Gebiet der Verwaltung, des Gerichts und der Schule ein Ende. Sie begannen 1877 mit der Einführung der russischen Städteordnung, der unter der Regierung Kaiser Alexanders III. zahlreiche andere tiefeinschneidende Veränderungen folgten, so die 1889 befohlene „Justizreform“ und im Geleit derselben die Einführung der russischen Sprache in Gericht und Verwaltung, wie in alle Schulen, öffentliche und private, Knaben- und Mädchenschulen, was u. A. das Eingehen der ritterschaftlichen Schulen zu Goldingen, Birkenruh, Fellin und Reval und der ritterschaftlichen Volkslehrerseminare zur Folge hatte. Am 27. November 1889 versammelte sich der Rath Rigas zum letzten Male. Der letzte wortführende Bürgermeister, Eduard Hollander, sprach den Mitgliedern der fast siebenhundert Jahre wirksam gewesenen ehrwürdigen Institution seinen warmen Dank aus. Ihm antwortete „in feurig ernster“ Gegenrede der Rathsherr J. Ch. Schwarz, in der er Hollander als „Vorbild der Rechtschaffenheit und des Pflichtbewußtseins und als Sinnbild eines schlichten deutschen Mannes“ feierte und mit folgenden Worten schloß: „Wir bringen Seiner Magnificenz dankenden Abschiedsgruß im Amte, wir, die letzten Rathsglieder, ihm, dem letzten wortführenden Herrn Bürgermeister dieser guten Stadt Riga, deren Gott hinkünftig in Gnaden gedenken möge.“ Darauf begab sich — so schildert Mettig in seiner Geschichte Rigas — die ganze Versammlung in die Petrikirche, wo die Gemeinde zahlreich versammelt war. Jedem Einzelnen sah man den Ernst des Augenblickes an. Der letzte Superintendent der Stadt, der Oberpastor Gaethgens, der den Gottesdienst leitete, dankte für den Segen treuer Pflichterfüllung, den der Herr in vielen Jahrhunderten durch den Rath der Stadt hatte zu Theil werden

lassen und erflehte ihren Nachfolgern Gottes Beistand. In dieser feierlichen Stunde des Abschieds von einer ehrwürdigen Form des Lebens alter Zeit erbrauste erhebend durch die schönen Hallen der Petrikirche das herrliche Trostlied Luther's:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,  
Ein' gute Wehr und Waffen.“

In ähnlicher Weise vollzog sich der Abschied von den Formen der alten Zeit in den anderen baltischen Städten.



## II.

### Die lettisch-estnische Frage und unsere Aufgaben.

Das Schlimmste was uns widerfährt,  
Das werden wir vom Tag gelehrt.  
Wer in dem Gestern Heute sah,  
Dem geht das Heute nicht allzumahl,  
Und wer in Heute sieht das Morgen,  
Der wird sich rühren, wird nicht sorgen.

Goethe.

In früheren Zeiten hat es bei uns naturgemäß keine lettisch-estnische Frage im heutigen Sinne gegeben. Bei der ausschlaggebenden Stellung des deutschen Elements, das eine planmäßige Germanisirung aus mancherlei Gründen stets perhorrescirt hat, konnte ein Emporsteigen der Letten und Esten aus dem Bauerstande nur durch ein freiwilliges Aufgeben des eigenen Volksthumes auf dem Wege der höheren Bildung vor sich gehen. Heute ist das anders. Sowohl die Umwandlung der Verfassungs- und Schulverhältnisse, wie die nationale Strömung unter den Letten und Esten haben diesen Proceß zu einem weit seltenern gemacht. Wir spüren diese Veränderungen ja bereits tagtäglich: die Bildung einer lettischen und estnischen Intelligenz, die auf zahlreichen Gebieten, auf denen die Deutschen früher allein herrschten und ihrer Bildung nach herrschen mußten, Fuß zu fassen sucht, und das Emporkommen einer zum Theil recht capitalkräftigen lettischen resp. estnischen städtischen Bevölkerung sind Erscheinungen, die natürlich nicht von gestern auf heute entstanden sind, sondern sich lange vorbereitet haben, Entwicklungen, die der Gang der Geschichte theilweise mit sich

gebracht hat. Die Mission, welche die Vorsehung vor 700 Jahren den Deutschen sichtbarlich zugewiesen hat, bestand ja in der culturellen Hebung der wilden Eingeborenen, die dem Christenthum und der christlichen Civilisation gewonnen wurden. Wer billig ist und von den baltischen Deutschen in früheren Jahrhunderten nicht Anschauungen und Thaten fordert, die jenen Zeiten völlig fern lagen, wird zugestehen müssen, daß unsere Vorfahren auch des ganzen Landes Interesse im Auge gehabt haben. Man braucht nur den baltischen Bauern, seinen Wohlstand, seine Bildung, seine wirthschaftliche Tüchtigkeit, die er trotz aller unzweifelhaften Härten doch dem vielgeschmähten „Baron“ und dem deutschen Pastor verdankt, mit seinen Nachbarn zu vergleichen, um zu erkennen, wie viel die indigene Bevölkerung von den Deutschen, und zwar auf deren Wunsch und Willen gelernt hat. Und wenn heute zu dem deutschen Prediger, Arzt und Advocaten sich der lettische und estnische gesellt, wenn die Zahl der lettischen und estnischen städtischen Häuserbesitzer eine beträchtliche geworden, wenn neben der deutschen Presse eine ausgebreitete indigene mit mehr oder weniger Segen wirkt, so sollte doch darüber billiger Weise kein Zweifel sein, auf wessen Schultern die Emporgekommenen stehen!

Nicht an dem Mitarbeiten der Letten und Esten, nicht an der Bildung, die sie sich erworben und zu der wir sie ja selbst erzogen haben, nehmen wir Anstoß. Das wäre thöricht. Wohl aber haben wir allen Grund uns gegen die rücksichtslose Concurrrenz zu wenden, wie gegen jene nationalistische Ueberhebung, die gar von einer Präponderanz „lettischer“ und „estnischer“ Cultur träumt und einen Krieg bis aufs Messer Allem verkündet, was deutsch heißt. Es ist das gleichsam eine ansteckende Krankheit, die sich nicht nur bei uns zu Lande nachweisen

läßt, und auf deren schnelles Nachlassen schwerlich bald zu hoffen ist.

In unserer Zeit spielen nationale Tendenzen eine Rolle, die früheren Tagen unbekannt geblieben ist. Die großen Culturvölker zeigen das Bestreben, sich nicht nur politisch abzurunden, sondern auch die fremdsprachigen Minoritäten, die der historische Entwicklungsgang ihnen staatlich angegliedert hat, niederzuhalten und zu absorbiren. Aber nicht nur die großen Nationen handeln so. Selbstständigkeit und Ausbildung der nationalen Individualität heißt auch bei den Kleinen und Kleinsten die Parole und mit jugendlichem Feuereifer wissen sie sich für ihre Ideale zu begeistern und für sie zu handeln. Sie verschließen sich dagegen, daß sie, schon dank der geringen Zahl derer, die ihr Idiom sprechen, auf eine selbstständige, eigenartige Cultur keinen Anspruch erheben können, da eine solche nur in der gegenseitigen Befruchtung, in der Wechselwirkung der Ideen sich entwickeln und für die menschliche Gesamtheit Frucht tragen kann. Eine Nation, wie die ca. 8 Millionen zählende magharische, bei der der Größenwahn besonders eclatant zu Tage tritt, irrt sich, wenn sie eine eigene Cultur hervorgebracht zu haben für sich in Anspruch nimmt. Und selbst an Zahl ihr so überlegene Völker, wie die Scandinaavier in ihrer Gesammtheit, die ohne Zweifel eine starke Eigenart germanischer Cultur darstellen und dank ihrer großen Dichter und Denker einen weitspürbaren Einfluß auf andere Nationen ausüben, können in wissenschaftlichen Disciplinen anderer, speciell deutscher Compendien und Lehrbücher vielfach nicht entbehren. Das Alles hält aber die ganz Kleinen nicht ab, auch ihrerseits die nationale Fahne hochzuziehen und sich als gleichberechtigter Factor neben die Großen zu stellen. Vergeblich wäre es, sie darüber belehren zu wollen, wie aussichtslos

ihr Beginnen ist, wie, trotz aller Träume und vielfach wenigstens wirklich vorhandenem Idealismus — natürlich spielen oft genug auch recht durable und praktische Momente mit — ihr Flug mit jähem Sturz aus der Höhe enden muß, weil der ganz Große wohl eine Zeitlang den nationalen Wünschen und Plänen aus anderen Gründen scheinbar wohlwollend zusehen kann, sie aber mit rauher Hand unterdrücken wird, sobald sie seine centralistischen Tendenzen mit einer wirklichen Störung bedrohen. Je älter die Cultur einer staatlichen Minorität ist, um so mehr Achtung wird sie bei der herrschenden Majorität finden. Das liegt in der Achtung beschlossen, die jede Culturnation vor der anderen hat. Deutsche und russische Cultur z. B. haben heute vielfache Beziehungen, die russische Wissenschaft lernt auch heute in erster Reihe von der deutschen, die deutsche Cultur wiederum wird durch geistige Größen, wie Tolstoi und die großen russischen Dichter und Schriftsteller, wie Dostojewski, Turgenjew, Tschechow, Maxim Gorjki befruchtet und beeinflusst. Culturvölker lernen von einander, bilden mit einander wieder eine geistige Einheit. Das fällt bei den Völkerspaltungen, den kleinen Nationen und Nationchen naturgemäß fort. Sie haben den andern nichts von Belang zu sagen, sie können eine eigene Literatur nicht den Weltliteraturen entgegensetzen, ihre nationale Individualität ist zu schwach, um den allgemeinen Fortschritt wesentlich zu fördern.

Und doch steht dazu die nicht zu leugnende Thatsache in scheinbarem Widerspruch, daß all diese Kleinen, ob wir nun über die Grenze schauen oder im eigenen Lande Umschau halten, unbezweifelbare Fortschritte machen, daß sie ihren nationalen Plänen durch wirtschaftliches Aufblühen und eine achtungsgebietende Fähigkeit im Weiterarbeiten eine reale Unterlage zu geben wissen.

Die Jungen pochen auf das Wort: „Sei im Besitze und Du wohnst im Recht.“ Daher ihr festes Zusammenhalten und gemeinsames Vorwärtsdrängen, daher ihr zielbewußtes Streben, das Terrain zu gewinnen, das andere sorglos verloren gehen lassen, daher ihr Kampf, auch das scheinbar Kleinste und Geringste zu gewinnen — steter Tropfen höhlt den Stein! Wir haben aus Graf Bülow's Polenrede neulich drastische Beweise für das wirthschaftliche Wachsthum der Polen im Osten Preußens gehört: jeder freierdende Arztposten wird von den Polen occupirt, jede Apotheke suchen sie anzukaufen, jeder Handwerker polnischer Nationalität findet bei den Landsleuten Unterstützung und so gewinnen sie Boden. Steht ein Haus zum Verkauf, gleich meldet sich ein polnischer Käufer und der Deutsche verkauft es ihm, wenn er ein Geringes mehr an Kaufpreis erhält, den der Pole, durch Creditkassen seiner Landsleute stets unterstützt, mit Leichtigkeit zahlen kann. Wer offenen Auges unsere heimischen Verhältnisse betrachtet, kann bei uns dieselben Zustände bemerken. Der Uebergang des Immobilienbesitzes aus deutschen in lettische Hände ist überall wahrnehmbar und hat sogar der Petersburger russischen Presse zu einem Artikel Veranlassung gegeben. Der Fortzug der deutschen Intelligenz aus den kleinen baltischen Städten fällt in dasselbe Capitel. Wer wollte dem Letten und Esten sein Streben verargen? Aber etwas Anderes ist die Frage, ob es so sein muß? Und da kann die Antwort gar nicht anders lauten, als: Sicherlich nicht! Es ist in unsere Hand gegeben, die Position, die wir hier so lange behauptet haben, auch unter veränderten Zeitverhältnissen zu behaupten, wenn wir die Aufgaben der neuen Zeit klar erkennen.

Diese sind mannigfach und, wenn ihre Lösung auch oft schwer genug ist, so wird man vor dem Beschreiten des Weges nicht zurückscheuen dürfen.

Es gilt zuerst, daß wir unnöthige, früher vielleicht nicht schädliche, heute bei der gesteigerten Concurrnz aber uns in das Hintertreffen bringende Kosten aus Lebensführung und Geschäftshaltung auszuschalten den Muth haben, daß wir nicht bei jeder Unzuträglichkeit des Geschäfts die Position verloren geben oder um der Bequemlichkeit der Großstadt willen von vornherein auf eine Wirksamkeit in einem kleinen Ort verzichten. Wir erleben es nicht selten, daß alte renommirte deutsche Geschäfte sich in Klein- und Mittelstädten, nachdem sie viele Jahrzehnte lang florirt haben, nicht mehr behaupten können — und nur, weil man nicht versteht mit der großen Zahl der Commis, mit dem Wohlleben der Familie zu brechen. So rückt der bedürfnislose Erste und Letzte überall an die Stelle und die alte Cultur erweist sich als Hemmschuh statt als Mittel zum Vorwärtzkommen. Und wenn heute überall der deutsche Mittelstand, die deutsche Intelligenz zurückweicht, so erklärt sich auch dies wieder aus der mangelnden Fähigkeit, dem zähen, mit kleinem Verdienste sich begnügenden lettischen und estnischen Heimathsgenossen gegenüber sich durch Herabschrauben der eigenen Lebensansprüche zu behaupten. Früh sollten die Eltern in dieser Hinsicht auf die heranwachsende Generation einzuwirken suchen, auf der Hochschule sollten die deutschen Commilitonen dem Ernst der Lage mehr denn bisher Rechnung tragen, wenn wir auch willig anerkennen, daß ganz fruchtlos die Zeit an ihnen nicht vorbeigegangen ist.

Gewiß ist bei dem Bruch mit vielen lieb gewordenen Lebensausgaben und manchem Luxus, der eine fast regelmäßige Begleitererscheinung alter und hoher Cultur ist, billiger Weise zuzugeben, daß er ungemein schwer fällt. Wir sind auch weit davon entfernt einem puritanischen Lebenszuschnitt, einer Armeleuteeinrichtung, einem Ausschalten von Theater

und Kunst irgendwie das Wort zu reden. Das würde auf eine Beseitigung von Factoren hinauslaufen, die dem Gebildeten Licht und Luft darstellen und ohne die wir nicht wären, was wir sind. Wir denken auch nicht daran, der heitern Lebensfreude Ascese und Abstinenz entgegenzusetzen zu wollen, denn auch sie hat ihr Recht und jedes Eifern dagegen wäre zwecklos, aber gegen das Zuviel in Lebenshaltung und unnütze Ausgaben sollte man mit Energie vorzugehen sich endlich entschließen. Das läßt sich im Einzelnen nicht nachweisen, denn nach Person und Lebensstellung sind die Bedürfnisse verschieden, das aber sollte doch Norm werden, daß ein Leben über seine Vermögensverhältnisse aufhört eine vielfach zu beobachtende Erscheinung deutsch-baltischen Lebens zu sein. Wer den Muth hat, ehrlich zu sein, wird mir Recht geben. Wie oft wird die gesammte Einnahme und noch ein gut Stück darüber verlebt und an die Zukunft der Familie nicht gedacht. Die Hinterbliebenen bleiben in bedrängter Lage zurück und werden andern eine Bürde.

Aber auch an den Pflichten gegen die Allgemeinheit hindert diese Gewohnheit des Wohllebens nicht selten. Unsere Jubiläumszeit ist eine nicht gerade rühmliche Illustration dazu. Was sind nicht Alles für Pläne in der Oeffentlichkeit ventilirt worden! Stiftungen aller Art, Kirchenbauten, Denkmäler! Und was ist in Wirklichkeit zu Wege gebracht worden? Eine, irre ich nicht, sich auf 2500 Rbl. belaufende Collecte in allen rigischen Kirchen zur Sinderung der Kirchennoth. Parturiunt montes — nascetur ridiculus mus. Ich denke auch an die so wenig einträglichem Sammlungen für den Neubau des rigischen Diaconissenhauses, der zu einer absoluten Nothwendigkeit geworden ist. Wie vieles, was in dieses Capitel gehört, ließe sich noch anführen. Ich weiß es wohl, daß die Zeiten finanziell kritische sind, aber daß sie auf die Ausgaben während der

Jubiläumszeit, auf den Besuch von Concerten, Redouten, Künstlerfesten sonderlich von Einfluß gewesen sind, habe ich nicht gehört.

Ein Zweites: unsere Stellung gegenüber dem modernen Leben. Das baltische Idyll ist zu Ende, darüber dürfen wir uns keine Illusionen machen, die Bedingungen zu einer geschlossenen Ausbildung in alter Weise und Grenze fehlen uns heute. Man mag das bedauern oder damit zufrieden sein, an der Thatsache läßt sich nicht zweifeln. Aber an die Stelle des Alten soll etwas Neues treten. Das Leben fordert es gebieterisch, sich einzurichten, auf festem Boden zu stehen; wer sich nicht mit den Verhältnissen auseinanderzusetzen, sie zu seinen Zwecken zu modeln weiß, wird nnbarmherzig zur Seite geschoben. Tertium non datur! Darauf aber kommt es für die an, welche den Platz noch behaupten, den richtigen Wein in die neuen Schläuche zu gießen. Wir werden es als eine gebieterische Nothwendigkeit erkennen müssen und haben es Gottlob schon vielfach erkannt, daß wir in gesteigertem Maß an den nimmer ruhenden Bewegungen des modernen Lebens in Kunst und Wissenschaft, Religion und Literatur Antheil zu nehmen und uns mit ihnen ernstlich auseinanderzusetzen haben. Ich bin weit entfernt, mich für Alles, was sich unter dem weiten Deckmantel der „Moderne“ birgt, zu begeistern, aber das Wahre, Fortschrittsfähige sollen wir zu erkennen und uns anzueignen suchen. Sonst laufen wir Gefahr aus den Culturströmungen ausgeschieden und als Petrefacten in die Kumpelkammer gestellt zu werden. Die alte baltische Art läßt sich nicht mehr zurückgewinnen, sorgen wir, mit entschlossenem Aufgeben vieler, heute doppelt gefährlicher, Anschauungen, daß wir uns ein Leben einrichten, das vielleicht nicht den Reiz des früheren

hat, uns aber davor bewahrt, von Anderen überflügelt zu werden und zu verkümmern! Unfre lettischen Landsleute sind in dieser Hinsicht vielfach weiter als wir und das sollte uns doch zu denken geben! Das ist zum Glück auch bei uns erkannt worden und damit der Weg zur Gesundung unseres Urtheils, der Bruch mit hunderterlei Vornrtheilen angebahnt worden. Die Zeiten sind für immer vorüber, wo man, ohne in Gefahr zu gerathen sich lächerlich zu machen, Zola mit dem Urtheile „Schmutzfinf“, Böcklin mit dem Wort „wüster Farbenfleckser“, Ibsen mit dem Botum „verrückter Kerl“ und Harnack als „Antichrist“ abthun konnte. Unter uns Balten bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß, so wenig verständlich die Repräsentanten moderner Ideen uns auf den ersten Blick auch sein mögen, sie Anspruch haben, ernst genommen zu werden. Man mag über Harnacks Auffassung vom Wesen des Christenthum sehr verschiedener Meinung sein, aber man lese ihn doch wenigstens und verweigere nicht jeden, der bei ihm und seinen Gesinnungsgenossen das gefunden hat, wonach Geist und Gemüth verlangten. Heute ist dem, Gottlob, nicht mehr bedingungslos so, aber noch 15 Jahre zurück war es keine Seltenheit, daß Dorpater Studenten der Theologie poto Ritschl in verba magistri schworen und verdamnten, ohne je den „gefährlichen“ Versuch gemacht zu haben, den großen Theologen selbst zu studiren. Wie langsam zeigt sich auch in Kunst und Literatur ein verständigeres Urtheil! Was haben wir noch wenige Jahre zurück anläßig der L. v. Hofmann-Ausstellung für Urtheile über den Meister gehört und zwar nicht subjective, sondern mit Verbe verallgemeinerte! Wie Vielen bedeuten auch heute noch Böcklin, Klinger, Hildebrand mehr als ein flüchtiges Amüsement? Und welche unglaublichen Urtheile sind erst ganz kürzlich in Anlaß des Ibsen-

Gastspiels hier laut geworden! Daß wir es bei Ibsen mit einem tiefen Grübler und Denker, einem aus lauterem Idealismus zu tiefem Pessimismus gekommenen Dichter zu thun haben, darüber schienen sich viele, nur zu viele nicht klar zu sein. Schwarz oder weiß — nur diese beiden Farben scheint es im baltischen Farbentopf zu geben und was mir nicht nach meiner Schablone paßt, fliegt mit einem Kraftwort in die Ecke. Die Verhältnisse, die Werbekraft des modernen Lebens sind freilich stärker als das Beharrungsvermögen derer, die in allem Modernen eine klägliche, decadente „Modernitis“ sehen und die weite Verbreitung eines so ganz dem wirklichen Leben zugewandten Blattes, wie des „Kunstwarts“, glaube ich auch als ein Zeichen frischeren Vorwärtsschreitens in unserer deutschen Gesellschaft begrüßen zu dürfen. Aber noch viel ist zu thun. Wer's nicht glauben will, besuche die Ausstellungen des „Kunst-Salons“, er wird finden, daß auch in der Frequenz derartiger Institute nicht selten der Deutsche nicht an erster Stelle steht. Dieser pocht auf seine „alte Cultur“ und bleibt indolent zu Hause. Und ich bin überzeugt, daß es noch weit schlimmer damit stände, wenn die deutsche Presse nicht so unablässig und kunstverständlich derartige künstlerische Bestrebungen unterstützen würde.

Eng mit dem eben Gesagten hängt ein drittes Moment zusammen: das Aufgeben vieler Vorurtheile in Betreff des Ergreifens von neuen Berufszweigen, der Verzicht auf manche sociale Sonderstellung, die uns in vergangenen Zeiten vielleicht unentbehrlich schien. Wir haben in dieser Hinsicht schon ganz erhebliche Wandlungen durchgemacht und werden ohne Zweifel noch weitere durchmachen. Nur sollten wir, was geschehen muß, freudig und energisch thun und uns nicht schieben lassen!

Wenn die heutige Generation an ihre frühe Jugend zurückdenkt, so begreift sie es kaum mehr, welcher Wall von Vorurtheilen die Gesellschaft damals einengte: in Kurland z. B. war es undenkbar, daß ein Edelmann außer der Advocatur und in vereinzeltten Fällen dem Pfarramt einen anderen Literatenberuf bekleidete. Wie anders ist das heute! Wir finden unseren Adel in allen denkbaren Berufsstellungen, als Aerzte und Prediger, Professoren und Lehrer, Beamte verschiedener Ressorts, in technischen Berufen, als Ingenieure, Förster, Kaufleute. Der Literat, der früher in vielen städtischen und gelehrten Stellungen seine Domaine hatte, hat sie längst mit anderen zu theilen gelernt und hat sich neuen zugewandt. Es ist gar nicht lange her, daß in den Augen eingeleischter Dorpatenser der Polytechniker als Wesen zweiten Ranges galt, von Apothekern und Veterinären zu schweigen. Heute lacht man über solche Anachronismen, der technisch Geschulte steht auf der socialen Stufe nicht niedriger, als der Absolvent einer Universität und Apotheker und Veterinär sind längst, seitdem höhere Anforderungen an ihre Ausbildung gestellt werden und sich zahlreiche Glieder deutscher Literatenfamilien diesen Berufen zugewandt haben, durchaus parti egal. Und so geht es mit vielen anderen Berufen: der Förster, der Kunstgärtner und der Wiesen-techniker, der Feldmesser und der Photograph, die zahlreichen Gebiete des Kunstgewerbes, sie heißen heute die Anspannung aller Kräfte und wirkliche Bildung. Unsere Gesellschaft sollte diesen Proceß der Gewinnung von Berufen, die früher für minderwerthig galten, nicht durch Beharren an überlebten Vorurtheilen erschweren, sondern den Mann selbst und die Tüchtigkeit seiner Arbeit ehren. Arbeit schändet nie und wir können uns nur mit Erfolg behaupten, wenn uns keine Arbeit zu gering, keine Aufgabe zu klein dünkt.

Wir haben zu dem ein prae vor den aufsteigenden Elementen: wir haben Imponderabilien als Bundesgenossen an unserer Seite, die den anderen fehlen. Vorbedingung ist freilich vollständige Kenntniß des Berufszweiges, gründliche Ausbildung, denn mit dem guten Willen oder dem sogenannten gefunden Menschenverstande allein wird man es immer nur zu dilettantenhafter Stümperei bringen und die Concurrenz nimmer bestehen. Welchen Beruf wir auch ergreifen, eiserner Fleiß, rastlose Arbeit, Verzicht auf so manche Bequemlichkeit sind die Basis des Gelingens.

Im Zusammenhang mit diesen principiellen Gesichtspunkten erledigt sich am ehesten auch die Frage nach der Stellung der Deutschen zu der lettischen und estnischen Sprache, eine Frage, die bei dem Emporkommen einer indigenen Intelligenz Erörterung verdient. Bei den radicalen Gruppen ist man wohl geneigt, die völlige Gleichberechtigung der indigenen Sprachen mit dem Deutschen als Forderung für die Zukunft hinzustellen.

In gewissem Sinne ist eine Gleichberechtigung ja schon eingetreten. In der Schule behaupten im Religionsunterricht Estnisch, Lettisch, Deutsch eine völlig paritätische Stellung, vor Gericht nimmt das Deutsche keine andere Position ein als die indigenen Sprachen und in mancherlei Geschäft und Beruf ist das Deutsche von der früheren Vorherrschaft zurückgetreten. Willig benutzt heute, wie schon früher, so mancher deutsche Prediger bei der gemeinsamen Andacht, zu der sich Familie und alle Hausgenossen versammeln, das Lettische. Im gesellschaftlichen Leben haben die indigenen Sprachen sich vielfach Gebiete erobert, die ihnen früher verschlossen waren. Seitdem sich eine junge nationale Intelligenz gebildet hat, wird in deren Kreisen Gewicht auf den Gebrauch der indigenen Sprache ge-

legt, deren Wortschatz man auch zu erweitern und den Anforderungen höherer geistiger Entwicklung anzubequemen bestrebt ist. Es ließen sich wohl Beispiele anführen, daß diese Strömung Kreise, in denen das Deutsche vorherrschte, dahin beeinflusste, die indigene Sprache wiederum zur Sprache des täglichen Lebens zu machen und sie auch dem deutschen Heimathsgenossen gegenüber zu betonen.

Auch ich glaube fest an eine Fortexistenz des lettischen und estnischen Volkes und halte die Pflege dieser Sprachen für eine hohe und schöne Pflicht ihrer Volksgenossen, aber ihre völlige Gleichwerthigkeit und Gleichberechtigung mit der deutschen Sprache, ihre unterschiedslose al-pari-Stellung in Gesellschaft und Literatur zu fordern, halte ich für unberechtigt und erachte es für nothwendig, darüber keinen Zweifel aufkommen zu lassen, daß diese Forderung auch in den deutschen Kreisen, die Werth auf ein freundliches Verhältniß der verschiedenen, die heimathliche Scholle bewohnenden Stämme legen, einmüthig abgelehnt werden wird.

Es braucht natürlich nicht besonders betont zu werden, daß für Jeden seine Muttersprache die schönste und werthvollste ist, weil sie, für den einfachen Mann wenigstens, das ihm conforme und ausreichende Mittel bildet, seine Gedankenwelt zum Ausdruck zu bringen. Aber ebenso wenig unterliegt es für uns einem Zweifel, daß darüber hinaus für ein jedes Kleinvolk die Aneignung der Sprache eines großen Culturvolkes einen unermesslich größeren Gewinn involvirt, als ihn die Erlernung der Sprache eines Kleinvolkes für das Glied eines großen Culturvolkes in sich schließt. In diesem concreten Fall also ist der Werth des Deutschen für den Letten und Esten ein ganz anderer, als der der indigenen Sprachen für den Deutschen. Seine Sprache wird von vielen Millionen gesprochen, ist das

Ausdrucksmittel eines großen Culturvolkes, dessen gewaltige Denker und Dichter denen anderer Nationen zum mindesten nichts nachgeben. Läßt es sich leugnen, daß eine ungemeine Erweiterung der geistigen Welt, ein großes geistiges Plus, welches das Leben eines Kleinvolkes, und wäre es auch noch so begabt, nicht zu bieten vermag, mit der Erlernung der deutschen Sprache dem Letten und Esten sich aufthut? Ein Blick auf die Ideenwelt, in der die Prediger z. B. leben, beweist evident, daß für die lettischen oder estnischen Seelsorger die Muttersprache nicht mehr das adäquate Mittel ist, um ihr theologisches Denken zum Ausdruck zu bringen. Wollte er theologische Materien in seiner Muttersprache behandeln, so würden sich wahrscheinlich die Gedanken ihm deutsch bilden und er sie dann mehr oder weniger geschickt in's Lettische übertragen.

Dieselbe Erscheinung wird man, von der Philosophie ganz abstrahirt, in allen Berufsarten, welche akademische Bildung voraussetzen, so der Jurisprudenz, constatiren können. Auch in der Literatur des lettischen Volkes nimmt das Originale verhältnißmäßig keinen breiten Raum ein. Das beweisen u. A. das Repertoire des lettischen Theaters, die Feuilletons ihrer Zeitungen, die vorwiegend mit Uebersetzungen angefüllt sind, das auch so manche in Buchform erschienene Edition, wie z. B. die 1899 erschienene Uebersetzung von Goethe's „Faust“. Natürlich ist das kein Vorwurf, den wir erheben, sondern nur die Constatirung von *T h a t s a c h e n*, welche die Behauptung von der nur relativen Gleichwerthigkeit der in Rede stehenden Sprachen begründen soll.

Daß sich der Deutsche in gleicher oder nur annähernd ähnlicher Lage befindet, wenn er sich die indigenen Sprachen aneignet, wird wohl kein Lette oder Este, ihm mag sein Volks-

thum noch so hoch stehen, im Ernst behaupten wollen. Die wissenschaftlichen Arbeiten in lettischer und estnischer Sprache werden sich stets, wenn sie sich über den engen Rahmen der Volksgenossen ausbreiten und von der „großen Welt“ beachtet werden wollen, des Mittels der Uebertragung in eine der Welt-sprachen bedienen müssen. Einen Goethe lernt der Deutsche nicht durch das Medium lettischer Uebersetzung kennen, sondern im Original, einen Pusckin aber in russischer Sprache und nicht im estnischen Feuilleton. Und der Culturgewinn, den er von den originalen Erzeugnissen indigener Literatur davontragen könnte, ist doch wahrlich nicht so groß, daß er deshalb die Volkssprachen erlernen müßte. Erkennt man das Alles an, so wird man eine in jeder Hinsicht durchgeführte Gleichberechtigung der drei Sprachen als völlig unrealisierbar und eine Utopie bezeichnen müssen. Ich glaube, daß auch der Lette, der mit gutem Recht für seine Sprache Achtung fordert, wenn er billig denkt, sich des Maßes der Gleichberechtigung, wie die geschichtliche Situation sie mit sich bringt, bewußt sein wird, ohne sich dabei irgend etwas zu vergeben.

Andererseits möchte ich und mit mir gewiß viele einer intensiveren Beschäftigung der Deutschen mit dem Lettischen und Estnischen warm das Wort reden. In früheren Zeiten war die Verbreitung der Volkssprachen in deutschen Kreisen eine viel verbreitetere als heute. Nicht nur auf dem flachen Lande, wo sich die Verhältnisse kaum verändert haben, sondern auch in den Städten verstand wohl ein jeder, zum mindesten in seinen Kinderjahren, die Sprache des Landvolks, vielleicht nicht immer „classisch“, aber ausreichend für den Umgang mit den lettischen Hausgenossen und die mannigfachen kleinen Bedürfnisse des Lebens, die Anforderungen des Amtes und Berufs. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die meisten balti-

ſchen Deutſchen ein gewiſſes innerliches Verhältniß zur lettisch-eſtniſchen Sprache gewonnen hatten, was, um nur ein Beiſpiel hervorzuheben, u. A. darin ſeinen Ausdruck fand, daß am Anfang dieſes Jahrhunderts die älteſte deutſche Corporation des alten Dorpat zwei lettische Wahlſprüche in ihr Wappen aufnahm. Das war kein Zufall, ſondern ein Ausdruck jenes patriarchaliſch-herzlichen Verhältniſſes, das, inſbeſondere in Kurland, zwiſchen Deutſchen und Letten herrſchte.

Seit dem Beginn der 70er Jahre etwa begann die all-gemeinere Kenntniß des Lettiſchen in deutſchen ſtädtiſchen Kreiſen zurückzugehen. Unter den in die Städte ſtrömenden indigenen Elementen, vielleicht beſonders unter den weiblichen, ſtieg, durch die Nothwendigkeit und wohl auch durch Bildungsbedürfniß angeregt, die Beherrſchung der deutſchen Sprache in über-raſchender Weiſe: die meiſten zu deutſchen Familien in beruf-liche Beziehungen tretenden Letten ſprachen das Deutſche nicht nur, ſondern bevorzugten es ſo ſehr, daß die früher Regel gewefene lettische Sprache in der deutſchen Kinderſtube meiſt verſchwand und eine höchſt mangelhafte Beherrſchung derſelben bei den ſtädtiſchen deutſchen Kindern daraus reſultirte. Daß die Herangewachſenen, ſoweit ſie nicht durch das Leben dazu gezwungen worden ſind, nicht anders daran waren und ſind, verſteht ſich.

Eine derartige mangelhafte Kenntniß der indigenen Sprachen iſt anormal und die Beſeitigung der beſtehenden Zuſtände ohne Frage anzustreben.

Die Erlernung der deutſchen Sprache, ſo überaus nützlich für jeden Bewohner des Landes, vom geiſtigen Gewinn ganz abſtrahirt, den die Erfaffung einer Welt- und Cultursprache involvirt, iſt dem lettischen oder eſtniſchen Mitbewohner nicht mehr ſo leicht gemacht, wie früher, wo ihm das Medium der

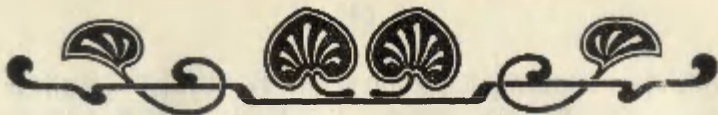
Schule zu Gebote stand und nicht andere Anforderungen sich mächtiger erwiesen, als der gute Wille. Trotzdem betreibt er das Studium der deutschen Sprache, weil er sie für nützlich und nothwendig im engeren und weiteren Sinne hält.

Auch für den baltischen Deutschen sollten Erwägungen ähnlicher Art gegenüber dem Lettischen und Estnischen maßgebend sein, sollten praktische Gründe und ethische Momente zusammenwirken. Zwar würde es eine Uebertreibung sein zu behaupten, daß die Kenntniß der indigenen Sprachen für jeden baltischen Deutschen von Werth ist, so manchem, dem Großkaufmann, dem Director großer technischer Etablissements, dem Advokaten und Arzt, der seine Clientel in begüterten deutschen Kreisen hat, dem Professor des Polytechnikums, dem höheren Beamten und so manchem Anderen wird aus der Beherrschung des Lettischen kein directer Nutzen erwachsen, da er mit solchen, die kein Deutsch oder Russisch verstehen, weder beruflich noch gesellschaftlich in Berührung kommt. Für viele Andere dagegen wird die lettische Sprache theils eine absolute Nothwendigkeit darstellen, theils eine Förderung bei ihrem materiellen und geschäftlichen Fortkommen bilden, dazu rechne ich, abgesehen vom Gutsherrn und vom Prediger, der die indigenen Volkssprachen auch heute beherrscht, den Landarzt, den Advokaten, der seine Praxis auch in bäuerlichen Kreisen hat, manche Verwaltungsbeamte, Kleinkaufleute, Geschäftsreisende, Angestellte an ländlichen Etablissements u. s. w.

Höher aber ist die ethische Seite zu werthen. Von ihr aus betrachtet, kann es nur wünschenswerth erscheinen, wenn auch in den Kreisen, die nicht durch ihr Amt dazu verpflichtet sind das Lettische praktisch wie theoretisch zu kennen und sich durch Einsicht in die Presse mit den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes bekannt zu machen, die Ueberzeugung

sich Bahn bricht, daß man zur innerlichen Antheilnahme am besten gelangen wird, wenn man die Volkssprache besser als bisher beherrscht. Das könnte ein besseres Verstehen und in seinem Gefolge ein freundlicheres Verhalten, als es, Gott sei es geklagt, von so manchen heute beliebt wird, zur Folge haben.

---



### III.

## Unsere Jugend.

Und wie es sich gestalten wird, mein Freund,  
und wie es sich gestalten wird?  
in welcher Richtung? in welchem Sinn?  
ob zum Verderben? ob zu Gewinn?  
Die Jungen haben es in der Hand,  
die Jungen in ihrem Jugendmuth,  
mit ihrer Kraft, mit ihrer Gluth!  
Und wenn sie furchtlos festen Blicks  
Hinaussehn über ihr kleines Heut  
und über Parteigezänk und Neid . . .  
dann, glaub' ich, geht's gut, mein Freund,  
dann, glaub' ich, geht's gut!

C. Fleischlen.

Ich bin weit entfernt, unsere baltische Jugend mit der zusammenzuwerfen, von der Otto Ernst in seiner „Jugend von heute“ ein so drastisches Bild entworfen hat. Wir hier zu Lande haben in Tugend und Fehle vielmehr noch immer und viel zu sehr eine Jugend von gestern und vorgestern, schwerfällig sich des Erworbenen oder besser gesagt des Ererbten freuend und trotz mancher schöner Worte an der Festtafel wenig eingedenk des mahnenden Dichtermortes: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Der allgemeine Zug unserer Zeit steht im Gegensatz zu den Idealen der Vergangenheit. Während es früher hieß: non scholae, sed vitae discimus, ist heute das Utilitätsprincip zur Herrschaft gelangt. Statt der Ausbildung von Charakteren, statt der auf der Grundlage des classischen Unterrichts auf-

gebauten Weltanschauung gilt heute der Erwerb praktischer Kenntnisse. Wer aber an eine tiefe langdauernde Einwirkung der alten pädagogischen Principien des Classicismus geglaubt hat, findet sich schmerzlich enttäuscht. Sie scheinen sich in der Jugend von heute kaum mehr nachweisen zu lassen. Mit einer geradezu verblüffenden Schnelligkeit hat sie sich, wenn wir ehrlich sind, in den Zeitgeist gefunden.

Was den Vätern des Schweißes der Edlen werth war, was ihre Herzen schneller schlagen ließ, läßt die heutige Jugend meist kühl, ja man kann fast zufrieden sein, wenn sie an alle dem wenigstens theoretischen Antheil nimmt und es nicht mit ablehnender Miene und Achselzucken zum alten Eisen wirft. Ich habe hier speciell die deutsche Jugend bei uns zu Lande im Auge. Hier gilt es im Besondern: lernt von der lettischen und estnischen Jugend, seht, wie sie es treibt, macht das, was Ihr bei jener bemerkt, bemerken müßt, auch Euch in geeigneter Weise nutzbar! Wir wollen nicht in Generalisiren verfallen, denn dadurch erhält man ein falsches Bild, wir sollen uns aber auch hüten, Einzelfälle, wenn sie sich häufen, ihres typischen Charakters zu entkleiden. Wenn wir daher sagen wollten, die deutschen Schüler seien weniger fleißig, als die lettischen, so wäre das eine gewagte Behauptung, aber wenn wir sagen, daß die deutschen Knaben sich vielfach mit einem nicht zu hoch geschraubten Quantum von Arbeit begnügen und in angeborener Sicherheit sich nur zu oft auf den „gesunden Menschenverstand“ verlassen, so werden wir damit das Richtige ebenso treffen, wie mit der Charakteristik der lettischen Schüler, daß sie meist mit eisernem Fleiß und einem gewissen rücksichtslosen Egoismus ihre Aufgabe, das vorgeschriebene Pensum zu bewältigen, lösen.

Ein zweiter Unterschied liegt in der Stellung zu nationalen und gesellschaftlichen Fragen. Der deutsche Schüler ist naturgemäß in Vielem das Abbild der Culturphäre, in der er lebt: Sorgsamkeit in der Kleidung, gute Manieren, Leichtigkeit in den Umgangsformen drücken ihm einen aristokratischen Stempel auf. Auf der Schlittschuhbahn, im Tanzsaal weiß er sich meist gut und sicher zu benehmen und nicht selten ist er geneigt, diese guten Formen, die zweifellos ein willkommener Freibrief und ein Zeichen alter Cultur sind, noch höher zu werthen, als sie es verdienen. Der lettische Knabe kann in den meisten Fällen in diesen Dingen mit dem deutschen Kameraden nicht concurriren, ja in vielen Fällen legt er bei seiner demokratischen Grundanlage auch wenig Gewicht auf Aeußeres. Aber seine demokratische Veranlagung, die in einem ausgesprochen nationalen Sinn eine merkwürdige Ergänzung findet, bringt dafür ein enges Zusammenhalten mit seinen jungen Volksgenossen zu Wege, von dem der Deutsche weit entfernt ist. Gute Beobachter sind darin einig, wie früh bei lettischen und estnischen Schülern der nationale Gedanke mit Bewußtsein auftritt, wie früh sie in Absonderung von den anderen sich gefallen, wie eifrig sie an den Träumen und Plänen der älteren Generationen theilnehmen. Mit erstaunlicher Frühreise liest, discutirt der Schüler nationale Fragen, mit Schärfe kehrt er seine Gefinnungen hervor. Es liegt Charakter in diesem Thun. Wie anders der deutsche Schüler im Durchschnitt! Seine nationale Empfindung ist meist sehr schwach ausgeprägt, es sei denn, daß man wohlfeile Prahlereien und Exklusivität dafür halten oder die beliebte Unterschätzung anderen Volksthums als Merkzeichen starken Volksbewußtseins ansehen will!! Es hängt wohl zum Theil mit der Ueberschätzung der Form, der dem jungen „Cavalier“ selbstverständlich erscheinenden Zeithingabe

an Geselligkeit, der nicht selten anzutreffenden Präoccupation studentischen Wesens zusammen, daß der Sinn für das Ernste, der Blick für die Gegenwart, die Kenntniß heimischer Zustände in Einst und Jetzt unendlich schwach ausgeprägt ist, ja daß man oft einer Indolenz und einer Ignoranz der elementarsten Dinge begegnet, die komisch wäre, wenn sie nicht traurig berührte! Dazu ein Opportunismus, um den die Jugend ein gereifter Parlamentarier anstandslos beneiden könnte, ein Mangel von Verständniß für das Entscheidende und Unterscheidende! Es ist vielleicht ein Ausnahmefall, daß zwei Gymnasiasten von 12 und 14 Jahren, die in Riga das Jubiläumjahr erlebt hatten, nicht wußten, wer Bischof Albert war — es bleibt jedenfalls charakteristisch; es ist schon kein Unicum mehr, wenn ältere Gymnasiasten keine Ahnung haben, in welchen Jahrhunderten Plettenberg gelebt hat. Ja, wir leben schnell und ein gutes Gedächtniß ist nie unsere starke Seite gewesen. Es ist so bequem und angenehm, mit dem Strom zu schwimmen! Wie anders die lettische Jugend! Mit einem an Fanatismus grenzenden Eifer macht sie sich die Vergangenheit zu Nutzen. Die Schatten früherer dunkler Tage weiß sie heraufzubeschwören, die Zeiten der Kämpfe gegen die in's Land kommenden Deutschen — obwohl die Letten garnicht gekämpft haben — zu glorificiren. Nur selten, daß man auf eine Gesinnung stößt, wie sie neulich in den „Pet. Awise“ zum Ausdruck kam: man wolle vergessen, was früher gewesen sei. In der Regel aber findet man bei der lettischen Jugend in überreizter und schroffer Form, was bei den Deutschen kaum vorhanden zu sein scheint, was denn wiederum auf den in den Familien herrschenden Geist gar seltsame Rückschlüsse zu machen gestattet. Daß man in ihr Verpflichtungen ernstester Art hat, haben muß, scheint mir gar zu vielen aus dem Gedächtniß gekommen zu sein.

Und dann geht es hinaus auf die Hochschule. Wie im Schulwesen hat auch im Universitätsleben Alles sich von Grund aus geändert, nur die deutsche Studentenschaft träumt, zum Theil wenigstens, ihr altes Idyll weiter. Sehen die Commilitonen denn nicht, daß neue Zeiten auch neues Leben heißen, daß man in die alten Schläuche, so weit sie noch in ihrem Besiz sind, neuen Wein gießen muß! Ein laudator temporis acti zu sein, ist eine schöne und gute Sache, aber über die weltfremden Träumer geht die Zeit unerbittlich hinweg.

Im alten Dorpat war es zweifellos für den deutschen Studenten eine „Luft zu leben“: Die corporative Studentenschaft beeinflusste, wenn auch indirect, alle Commilitonen, die Chargirtenconvents- und Conventsverhandlungen waren eine wirkliche Characterfchule von weittragendem Einfluß. Das gesellige Leben, in enger Fühlung mit den Professoren, floß heiter und breit dahin und entbehrte, wenn auch dem Fernerstehenden vieles äußerlich und gar überlebt erscheinen mochte, nicht des idealen Schwunges, der impulsiven Kraft und inneren Wärme. Der Gesang wurde eifrig gepflegt, die reichhaltigen Corpsbibliotheken gern benutzt und manch anregendes und in die Tiefe gehendes Gespräch über Landesgeschichte und philosophische wie religiöse Probleme vereinigte die gleichgesinnten Elemente. Ein Hauptvorzug der corporativen Gestaltung aber lag in der aus dem Kameradschaftlichen Zusammenleben von Commilitonen verschiedener Stände resultirenden gesellschaftlichen Annäherung und dem daraus folgernden Ausgleich für die spätere praktische Lebensarbeit. Politik in dem Sinne directer Bethätigung war ausgeschlossen, interessirte aber selbstverständlich einen jeden aufgeweckteren Studenten. Die active Theilnahme, wie sie bei russischen Studenten so häufig zu finden ist, konnte schon aus dem Grunde nicht in Betracht kommen, weil Anlaß

zu Klagen im alten Dorpat nicht vorlagen. Die Arbeit stand keineswegs, wie von Berunglimpsern gemeint worden ist, an letzter Stelle. Man arbeitete, da die Concurrnz noch nicht groß war, mit einer gewissen Muße und zugleich mit wissenschaftlicher Vertiefung. Das Collegienheft allein galt wenig, der Collegienbesuch war nur bei einzelnen Professoren regelmäßig, aber deshalb fielen die Examina nicht schlecht aus, legten vielmehr oft von sorgfältigem Studium einschlägiger Literatur Zeugniß ab. Die Zeitläufte haben dieses behagliche Stillleben völlig verändert. Wie die Jahresberichte erkennen lassen, ist das deutsche Element zu einer kleinen Minderheit auf der Universität geworden, und die früheren Corpsangehörigen wissen, bis zu welcher numerischen Schwäche die meisten Corporationen herabgesunken sind. Die Beeinflussung des „Wilden“ durch den Chargirtenconvent ist gleich null, da die Majorität der Studentenschaft aus Russen besteht, denen natürlich jedes Verständniß für alte dörpische Burschenverhältnisse fehlt. In den Corporationen hat sich die alte Form erhalten und wir sind von Herzen froh, daß dem so ist. Wir schätzen die Form und wissen, daß sie auch heute noch einen Inhalt umschließt, der der Erhaltung werth ist. Ob aber die deutsche studentische Jugend mit den Zeiten in ihrem Wesen gereift und gewachsen ist, ob nicht heute dieselbe Sorglosigkeit, wie sie in Tagen ungeschmälernten Besizes ihr volles Recht hatte, zum Unrecht wird, ob man in den Kreisen der Commilitonen dessen sich bewußt ist, daß sie heute nur noch einen Rest besitzen oder ob sie in Harmlosigkeit noch das Ganze zu haben glauben? — das sind Alles Fragen, die der sorgende Beobachter nicht schlechthin in befriedigender Weise zu beantworten vermag. Trügt nicht Alles, so ist man sich der Wandlungen nicht recht bewußt. Rauheit und Gleichgiltigkeit, Ueberschätzen der Form,

Identificirung des Burschen mit Kneipe und studentischer Kenomage sind heute nicht gerade Einzelerrscheinungen. Eine andere Erscheinung ist die Herausbildung eines crassen Baltenthums unter der Jugend, für die der älteren Generation das Verständniß fehlt, die Betonung eines Standpunktes, der in unklarer Exklusivität nicht um sich schaut, sondern stolz darauf ist ein Unicum zu sein, das nirgendwo geistige Anlehnung, hat und ohne in's weite Erdreich gehende Wurzeln sich in überschätzender Selbstzufriedenheit sicher fühlt. Wie hohl ein solcher sich geistig isolirender Baltendünkel ist, der zudem noch besondere Spielarten in souverainem Kurländer-, Livländer-Estländerthum oder starrem Rigenserthum zeitigt, braucht nicht erst bewiesen zu werden; daß er sich aber mit elementarer Unkenntniß der baltischen Geschichte und Gegenwart vereinigen läßt, dürfte doch befremden. Und doch ist dem, wenigstens bisweilen, so: es sind jetzt vielleicht zehn Jahre zurück, da wußte ein Studiosus, der darauf schwören mochte „daß der liebe Gott keinen braven Kurländer verlasse“, nicht, daß bereits seit Jahren die Landesverfassung in Kurland aufgehoben war und wunderte sich riesig, daß es keinen Oberhauptmann in Goldingen mehr gab. Wer weiß, ob Aehnliches nicht auch heute passiren kann. Wie anders ist das Bild lettischer und estnischer Studenten! Was schon bei dem Gymnasiasten zu spüren war, liegt jetzt offen zu Tage. Im Zusammenhalten, im Mitarbeiten für sein Volk sieht der Student seine heilige Aufgabe. An wissenschaftlichen Commissionen aller Art, an der Presse, am Conversationslexicon, an Reisen zur Erforschung heimischer Sitte, Tracht, Sage betheiligt er sich. Natürlich meine ich nicht, daß der deutsche Commilitone dasselbe thun soll. Für ihn besorgen diese Arbeiten gereifere Kräfte, die in dem lettischen und estnischen Volke meist fehlen, weshalb den in Rede stehenden

Arbeiten nicht eben selten ein unreifer Zug anhaftet. Und doch pulst hier der lebendige, tiefwurzelnde Zusammenhang mit der eigenen Volksseele, dem man, bei allen Uebertreibungen im Einzelnen, Anerkennung zollen muß.

Man wird mich nicht mißverstehen. Ich predige nicht den nationalen Chauvinismus auf der Schule — derselbe ist mir verhaßt. Er sollte unter der Jugend keine Stätte finden. Aber in Zeiten, wo von einer Seite gar frühzeitig das nationale Moment betont und immer wieder betont wird, erheischt es die Selbsterhaltung mit Nothwendigkeit, daß auch die, welche in früheren Tagen von ihm nicht redeten, sich mit Würde und ohne dabei in's Aggressive zu verfallen, darauf besinnen. Und wer Augen hat, zu sehen und Ohren zu hören, braucht nur lettische und estnische Zeitungen in die Hand zu nehmen, um zu erfahren, wie die Dinge liegen.

Ich kann nicht glauben, daß die Schäden, die so manche der älteren Generation zu erblicken glauben, nur in deren nervösen Einbildung bestehen, aber ebensowenig bin ich Pessimist genug, um an der Ausichtslosigkeit der Wandlung festzuhalten. Mit nichten: die Jugend kann nicht anders sein, als die Einflüsse sind, denen sie ausgesetzt ist. Je mehr sich diese unter dem Druck der Concurrrenz und des Ansturms modificiren, je mehr man erkennt, daß die neue Zeit Anspannung aller Kräfte heischt, desto früher wird auch in der heutigen Jugend an Stelle baltischer Exklusivität und lauer Neutralität, die sich wunderbar genug zu einander finden, das Bewußtsein lebendig werden, daß auch sie eine Aufgabe zu lösen hat, ihrer neue Ideale harren und daß es wahr ist, was der Dichter gesagt hat:

„Du fragst, was uns noththut, Freund, und was uns fehlt? O, wie viel:  
Ideale vor Allem wieder und ein festes großes Ziel!“



#### IV.

### Unsere kleinen Städte.

Wer mit dem Leben spielt,  
Kommt nie zurecht;  
Wer sich nicht selbst befehlt,  
Bleibt immer ein Knecht.

Goethe.

Oben schon habe ich die Thatsache erwähnt, daß vor Allem in unsern kleinen Städten das deutsche Element in starkem Rückgange begriffen ist. Als Grund für diese von unserem Standpunkt bedauerliche Erscheinung nannte ich die größere Bedürfnislosigkeit der lettisch = estnischen Bevölkerung und die darin liegende Fähigkeit erfolgreicher Concurrenz. Hier möchte ich die Frage näher untersuchen, ob wir den Rückgang des Deutschthums als etwas Unabänderliches hinzunehmen haben oder dem anwachsenden Völkchen- und Estenthum gegenüber sich doch Abwehrmaßnahmen ergreifen lassen.

Ohne Frage liegt der Rückgang des deutschen Elements zum guten Theil in Verhältnissen beschloffen, die sich nicht mehr ändern lassen. Die kleinen Städte waren in früheren Zeiten — kaum ein halbes Menschenalter zurück — weit mehr kleine Culturcentern als heute, wo der Einfluß der Großstadt auch bei uns nur zu bemerkbar ist. So lange unsere Kleinstädte blühende Schulstädte waren, so Goldingen, Wenden, Fellin, Werro, aber auch die anderen, wenn auch in anderer Weise,

schlugen für die Schuljahre der Knaben und Mädchen zahlreiche deutsche Familien ihren dauernden Wohnsitz dort auf. Mit den Lehrern der Schulen, die vielfach verheirathet waren, bildeten sie einen großen Kreis deutscher Intelligenz. Eine zweite Gruppe recrutirte sich aus den alten Landesbehörden, den Ordnungs-, Kreis-, Mann-, Hauptmanns- und Oberhauptmannsgerichten, deren adlige und bürgerliche Angestellte ein starkes Contingent stellten. Naturgemäß zogen diese deutschen Elemente andere nach sich: Aerzte, Advocaten, Kaufleute, Handwerker. Mit der Aufhebung der Behörden und Schulen begann dann eine starke Rückwanderung auf's Land oder der Zug in die Städte, in denen die Möglichkeit der Jugenderziehung relativ leichter gegeben war. Nur zu bald spürten die im Ort bleibenden Deutschen die Veränderung auch in materieller Hinsicht: dem deutschen Kaufmann fehlte der capitalkräftige deutsche Abnehmer, dem deutschen Handwerker erst recht. Die lettisch-estnische Concurrrenz, die sich auf die breite Masse stützen konnte, brach mehr als eine Existenz des deutschen Mittelstandes, aber auch dem deutschen Arzt und Advocaten erwuchs in der emporstrebenden lettisch-estnischen Intelligenz ein Rival, mit dem der wirthschaftliche Kampf nicht leicht war. Aber wenn wir aufrichtig sind, werden wir heute gestehen können, daß in diesem wirthschaftlich nationalen Kampf die Deutschen so mancher Vorwurf trifft, daß viel versehen worden ist, was dann aber wieder die Möglichkeit in sich schließt, das Versehene gut zu machen und die Position wiederzugewinnen, die wir z. Th. durch eigene Schuld halb verloren haben. Wir müssen uns wieder darauf besinnen, daß wir, wollen wir die Pflichten gegen die Heimath erfüllen, auch in den kleinen Städten leben und wirken können. Das gilt ganz besonders für Livland.

Vor allem unsere junge von der Universität kommende Generation, die auf der Hochschule nicht selten eines luxuriösen Daseins sich befleißigt hat, träumt davon, wie wundervoll die Herrlichkeiten der Großstadt sind, und glaubt, daß eine andere höhere Cultur dort herrsche, als in der heimathlichen Kleinstadt. Was soll der angehende Dr. sich damit plagen, sich in A'stadt eine anstrengende Praxis mit weiten Fahrten und mäßigem Verdienst zu erwerben, mit „Provinzlern“ und „Banausen“ sein Leben zu „vertrauern.“ Da zieht er doch lieber nach Riga, Libau oder Reval. Ebenso denkt der junge Jurist, der Verwaltungsbeamte, und derselbe Zug zur Großstadt beherrscht auch die vielen weiblichen Kräfte, Lehrerinnen, Buchhalterinnen u. v. A.: die Musiklehrerin, die daheim, wo man sie kannte, stets zwanzig bis dreißig Schüler hatte, und manche andere Menschenkinder, die genau wissen, daß sie an ihrem Posten Tüchtiges leisten, meinen, in Riga müßten ihre Kräfte noch weit mehr zur Geltung kommen, weil ihnen dort freierer Spielraum, ein glänzenderer Hintergrund gewährt wird. Da wird der Ehrgeiz rege: man erwägt, wie wohl die Ueberfiedlung am besten bewerkstelligt werden kann, und der entscheidende Schritt wird gethan. Man räumt daheim den Platz einem zähauftrebenden, bedürfnislosen Element, dem die geistigen „Genüsse“ der Großstadt nichts Verlockendes bieten, um in der großen Stadt meist — Enttäuschung über Enttäuschung zu erleben. Denn die Concurrenz ist hier riesengroß, das Angebot enorm, das Leben theuer und der Verdienst knapp. Wirthschaftliche Krisen sind in der Provinzstadt weniger zu spüren als in großen Handels- und Industriezentern; aber auch in normalen Zeiten liegt das Geld nicht auf der Straße! Die Geldsumme, die uns daheim so groß erschien, daß wir meinten, ein Drittel davon ersparen zu

können, schmilzt schnell zusammen. Daß das Großstadtleben trotz der scheinbar überraschend billigen Preise von Gebrauchs- und Luxus-Gegenständen theuer ist, müssen sich nur zu viele resignirt gestehen.

Alles das haben Alle die erlebt und an sich erfahren, die früher in kleineren Städten glückliche Jahre verlebt haben und dann in das Getriebe der großen Stadt geworfen worden sind. Selbst wenn sie es hier pecuniär gut haben, so haben sie all die „Genüsse“ schnell satt bekommen und das Abspannende, Nervösemachende der Hezarbeit zu eigenem Schaden an sich erfahren. Was aber an den „Genüssen“ der großen Stadt werthvoll ist, läßt sich bei den heutigen, weit entwickelten Verkehrsverhältnissen und dem ausgedehnten Zeitungswesen nicht unschwer auch für den Bewohner kleiner Städte erreichen und ihm zuführen.

Auch der eine Zeit lang stichhaltige Einwand, daß die Erziehung der schulpflichtigen Jugend in den kleinen Städten unmöglich sei, ist für manche derselben wenigstens heute hinfällig. In den meisten derselben bestehen jetzt Schulen, die nicht nur den Ansprüchen, denen die heutigen Lehranstalten genügen, entsprechen, sondern durch die geringe Schülerzahl und die der Jugend heilsame Ruhe erhebliche Vorzüge vor den überfüllten Schulen in größeren Städten haben. Wir nennen hier in erster Reihe Goldingen, wir erinnern an die in Tessin aufgenommene Idee der Errichtung einer Commerzschule. Wie leicht ist es durch privaten Unterricht im Lateinischen und Griechischen dem Unterricht in der Commerzschule dann noch die etwa erwünschte Erweiterung des Unterrichtsprogramms zu geben.

Stärkt sich aber erst das deutsche Element numerisch in den kleinen Städten, so wird bei zielbewußtem Zusammen-

halten und gegenseitiger Unterstützung der einzelnen Gruppen so manches sich wiedergewinnen lassen, was verloren gegangen ist.

Und da komme ich wieder auf das nachahmenswerthe Beispiel nationalen Zusammenhaltens, das unsere lettischen und estnischen Heimathsgenossen geben, zurück. Alles, was sie gewonnen haben, und es ist fürwahr nicht wenig, haben sie dem so stark entwickelten Gemeinsamkeitsgefühl zu danken. Wachen wir endlich auf aus dem indolenten Dahinträumen, aus der resignirten Stimmung, die ohne Kampf Alles verloren giebt, besinnen wir uns auf unser Können, unsere Kraft! Legen wir aber auch die alten Fehler des Sattseins, der Unterschätzung des Gegners und der Bequemlichkeit ab — es ist hohe Zeit!

Vor Allem gilt es, in den kleinen Städten den deutschen Grundbesitz zu festigen und dem rapid anwachsenden Immobilienwechsel zu Gunsten der Letten und Esten entgegenzuarbeiten. Nur dann, wenn der deutsche Immobilienbesitz einen wichtigen Factor bei den städtischen Wahlen ausmacht, wird der deutsche Bewohner die ihm durch Cultur und Tradition zukommende Stellung in der Communalverwaltung einnehmen. Es ist für Personen, die über Vermögen oder über gute Einnahmen aus Amt und Beruf verfügen, ein Leichtes, sich in den kleinen Städten, wo die Grundstücke wahrlich nicht hoch im Preise stehen, ein Immobilien zu erwerben, das bei den städtischen Wahlen eine Stimme giebt. Aber nicht nur in den kleinen Städten ist das möglich, auch in Riga braucht man kein Millionär zu sein, um ein Immobilien zu erwerben, das eine Wahlstimme sichert. Unter den Ständen, die durch Tradition und historischen Sinn hervorragen, steht

unser baltischer Adel an erster Stelle. Mit dem Lande verwachsen und dasselbe repräsentirend, kennt er seine Aufgaben. In Kurland findet dieses Verwachsensein u. A. darin seinen Ausdruck, daß er zum großen Theil in den Städten besitzlich ist, so namentlich in Mitau. Siegt es nicht auch nahe, daß die Edelleute sich in der Stadt, zu der sie durch ihren Grundbesitz gravitiren, ankaufen und dadurch Einfluß auf ihre Geschicke gewinnen? Und verwächst der Literat und Kaufmann, der in einer Kleinstadt arbeitet, nicht mit ihr in ganz anderer Weise, wenn er als politischberechtigter Bürger in ihr lebt? Da zeigen sich naheliegende und dabei so nothwendige Pflichten! Und eröffnet sich dabei nicht auch der gegenseitigen Beihilfe, der Unterstützung durch Bankinstitute ein weiter Spielraum? Wer einen Blick auf die Thätigkeit der lettischen Sparvereine und -Kassen wirft, der ist überrascht, mit welcher Leichtigkeit den lettischen Mitgliedern große Vorschüsse ertheilt, und alle Bestrebungen in liberalster Weise unterstützt werden, die auf den Bau von Häusern, die Errichtung von Geschäften aller Art abzielen. Wie ein Mann stehen sie da zusammen und die großen steinernen drei- und vierstöckigen Häuser, die durch Setzen nur auf der Basis weitgehendster Creditgewährung errichtet werden, sprechen auch in Riga nur zu deutlich für die Erfolge. Sollte der Satz „viribus unitis“ für uns Deutsche seine werbende Kraft verloren haben? Fast sollte man es meinen, wenn man wahrnimmt, wie wenig das Bewußtsein verbreitet ist, daß der Grundeigenthümer in Stadt und Land der Heimath gegenüber besondere Interessen zu vertreten hat, daß die Bewahrung eines Besitzes für ihn Pflicht ist, daß er jedenfalls Alles, was an ihm ist, ausbieten muß, um ihn nicht in die Hände derer übergehen zu lassen, die, wie nun einmal die Dinge liegen, denselben gegen ihn und seine

Volksgenossen verwerthen. Wer in die Hypothekenbücher einen Blick wirft, wird leider dessen belehrt, daß in erschreckend geringem Grade das Gefühl dieser Verpflichtung verbreitet ist und nicht selten ein nationaler Besitzwechsel bei durch Tradition und Geburt bevorzugten Personen vor sich geht.

Eine zweite Nothwendigkeit liegt in der thatkräftigen Unterstützung der deutschen Kaufleute und Handwerker durch die deutsche Gesellschaft. An und für sich ist das Betonen des nationalen Moments bei Kauf und Handel nicht nach meinem Geschmack. Dem zielbewußten Vorgehen der Letten gegenüber kann es eine Pflicht der Selbsterhaltung werden. Der Deutsche, ganz besonders die deutsche Hausfrau hat darin ein verblüffend gering ausgeprägtes Empfinden. Während der Lette principiell nur bei dem Letten oder wenigstens bei dem kauft, der auch eine lettische Inschrift auf seinem Firmenschild hat, während, wie mir erzählt worden ist, bei Begründung einer lettischen Droguenhandlung in einer größeren Stadt die lettischen Landärzte durch ein collectives Vorgehen die von ihnen abhängigen Landapotheker quasi zwingen, ihren Jahresbedarf nicht mehr aus den großen rigischen deutschen, sondern der neugegründeten lettischen Droguenhandlung zu beziehen, lebt man in deutschen Kreisen ohne jede gemeinsame Anlehnung. Kann es da Wunder nehmen, daß die Einen zunehmen, die Anderen niedergehen! Und doch ist der Deutsche vermöge seiner weit größeren Bedürfnisse, seiner mit seiner Culturhöhe zusammenhängenden Ansprüche an Comfort und vielerlei Luxus der bei weitem einträglichere Kunde als der Lette und Est.

Sollte das solidarische Vorgehen der Indigenen dem Deutschen nicht zu denken geben? Warum geht er so oft aus Bequemlichkeit nicht die paar Schritte weiter zum deutschen

Laden, warum hilft er nicht dem schwer mit der Ungunst der Zeiten kämpfenden deutschen Kaufmann, selbstverständlich die Realität seines Geschäfts vorausgesetzt, wieder in Flor zu kommen. Und dasselbe gilt von dem deutschen Handwerk, das noch vor kurzem den kleinen Städten seinen eigenartigen Stempel aufzudrücken verstand. Sollte in solchen Dingen lediglich die Differenz von 10 Kop. entscheiden, sollten da nicht auch andere höhere Interessen mitwirken? Freilich speciell der deutsche Handwerker muß manche Untugend ablegen, will er sich die Sympathie des deutschen Publicums bewahren: er muß mit der Unpräcision, die fast sprichwörtlich ist, aufräumen, muß auch einen kleinen Verdienst willkommen heißen und ihn nicht hochmüthig ablehnen. Heute treibt er nicht selten durch dieses Gebahren die deutsche Kundschaft zum präciser arbeitenden und genügsamen Letten. Er muß endlich mit der Zeit in Bezug auf sein Können zu gehen wissen. Nicht selten klebt er hartnäckig an überlebten Formen, an Urvaters Hausrath, während der lettische und estnische Concurrent mit offenem Blick für die Erfordernisse der Zeit zu arbeiten versteht.

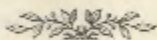
Es ist charakteristisch für die „Uebergerechtigkeit“ des Deutschen, daß der obige Hinweis, als er vor einigen Wochen zuerst in etwas prononcirteter Form in der „Düna-Zeitung“ laut wurde, nicht nur von einigen lettischen Zeitungen, denen das in ihren politischen Kram paßte, sondern gerade von baltischen Deutschen als eine Art Boycott lettischer Kaufleute und Handwerker aufgefaßt und perhorrescirt worden ist. Soll es denn noch einmal gesagt werden, daß es sich hier lediglich um eine defensive Maßregelung zur Selbstvertheidigung handelt und daß sie nur denen gegenüber in Anwendung gebracht werden soll, die durch ihre schroffe Haltung allem Deutschen gegenüber dazu herausfordern. Nehmen wir

an, daß in einer Kleinstadt ein estnischer Schuhmachermeister sich bei den Wahlen als fanatischer Gegner der Deutschen erweist, so ist diese Stellungnahme sein gutes Recht, aber er wird sich nicht wundern können, wenn seine deutschen Kunden den Entschluß fassen, sich ihre Schuhe lieber bei einem andern machen zu lassen, als bei dem Meister, der freundlich lächelnd das Geld von seinen deutschen Mitbewohnern nimmt und bei den Wahlen Alles thut, um sie jedes Einflusses aufs Wohl und Wehe der Stadt zu berauben. Gewiß haben Handel und Wandel mit der leidigen Politik nichts zu thun, aber jene Objectivität, welche beim Gegner Alles verständlich findet und in Bezug auf die eigene Position das Heraus-treten aus der Passivität gegenüber dem aggressiven Concurrenten und Rivalen als eine Ungerechtigkeit und dessen Thun und Denken als „im Grunde doch berechtigten“ (!) Tendenzen bezeichnet, hat uns bereits dahin gebracht, wo wir heute stehen!

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich zum Schluß bemerke, daß auch den Vertretern des deutschen Literatenstandes das Ablegen mancher altbaltischen Untugend nur zu statten kommen kann und ihnen den Existenzkampf erleichtern würde. Der Arzt, der den Bauern nach alter Art anschнауzen zu können glaubt und Fahrten über Land nur ungern unternimmt, mag eine Ausnahme sein, kommt aber immer noch vor, der Advocat und Secretair, der in seiner Sprechstunde nicht regelmäßig zu finden und in „Muffe“ oder „Gewerbeverein“ um so regelmäßiger anzutreffen ist, ist auch noch nicht ausgestorben. Und doch sollten sie heute nicht mehr existiren, denn sie discreditiren, ohne es gewiß zu wollen, die deutsche Sache. Die Vereine haben eine bedeutame Aufgabe und

zwar ganz besonders in kleinen Städten, aber in der Frühkneipe besteht sie nicht. Sie sollten vielmehr Mittelpunkte geistiger Anregung für möglichst weite Kreise sein und zur Annäherung der nach baltischer Sitte auseinanderdrängenden Gesellschaft, zur Bekämpfung des gesellschaftlichen Separatismus gepflegt werden. Heute haben sich leider gerade die sogenannten Literaten von den Gewerbevereinen und Handwerkervereinen vielfach zurückgezogen und nicht selten werden sogar Stimmen laut, die sich gegen die selbstlose und opferfreudige Bethätigung derer wenden, die durch Vorträge, Discussionen und andere Veranstaltungen dem Verein zu nützen bestrebt sind. Früher war das vielfach anders und wir meinen, daß gerade heute die Wiederkehr der guten alten Verhältnisse gemeinsamer Arbeit der verschiedenen Berufszweige mit allen Kräften wieder anzustreben wäre. Unmöglich ist das gewiß nicht.

Ich habe einige Jahre, nachdem ich die Universität verlassen, in einer kleinen livländischen Stadt gelebt und denke an die Zeit mit warmer Liebe zurück. Das Städtchen war damals durch Schule und Behörden wie viele dort lebende und mit ihm verwachsene Familien der verschiedenen Stände ein kleines Centrum von Bildung und edler Geselligkeit. Ich kann mir nicht denken, daß diese Zeiten, wenn auch in modificirter Gestalt, für unsere kleinen Städte nicht wiederkehren könnten. Wir müssen es nur ernstlich versuchen!





## V.

So manche Erscheinung baltischen Lebens ließe sich noch besprechen. Es wäre gewiß nicht ohne Interesse, zu untersuchen, in wie weit die nationale Strömung bei den Letten und Esten eine auf natürlichen Grundlagen beruhende Erscheinung ist und in wie weit sie von sogenannten „Führern“ in Vereinen aller Art und der Presse künstlich gemacht worden ist und noch jetzt geschürt wird. Wir würden dabei wohl zur Ueberzeugung kommen, daß ein sehr großer Theil der Bevölkerung den anti-deutschen Bestrebungen ablehnend gegenüber steht und mit dem deutschen Großgrundbesitzer, dem deutschen Prediger und Arzt dank gemeinsamer Interessen gern in Frieden lebt, daß mithin viel Gemachtes an der ganzen Bewegung haftet. Der Fühlung der Volkspresse mit dem Volke nach zu gehen, wäre gleichfalls ein dankenswerthes Beginnen. Es könnte wohl auch untersucht werden, ob die Solidarität der Interessen der Letten resp. Esten unter einander, das Hand in Handgehen der einzelnen Gesellschafts- und Productionskreise wirklich ein so großes ist, wie es dem die Dinge von Außen Ansehenden erscheint, oder ob die Gemeinsamkeit auch hier ein Ende hat, wenn persönliche Momente, sociale Fragen und der materielle Vortheil in den Vordergrund treten. Es würde sich ferner auf den verlautbarten Einwand zurückzukommen lohnen, daß der Deutsche geneigt sei,

den Werth der lettischen resp. estnischen Arbeit, das Resultat des Erreichten zu überschätzen. Doch habe ich nach reiflicher Ueberlegung von einem Eingehen auf alle diese Fragen Abstand genommen, weil sie doch nur in zweiter Reihe zu dem Gegenstande gehören, der uns hier beschäftigt hat: wie ist unsere Lage beschaffen und wie können wir die Hindernisse zu einer Gesundung aus dem Wege schaffen?

In einer lettischen Zeitung ist bei einem sonst sachlichem Referat über die Spectator-Artikel die Erörterung der Frage vermischt worden, wie der baltische Deutsche in die schwierige Lage gegenüber dem wirthschaftlich aufstrebenden Lettenvolke gelangt sei. Ich glaube, daß die Gründe der heutigen Position sich aus der Zusammenfassung, die in dem vorliegenden Büchlein geboten wird, unschwer erkennen lassen. Ein jeder Mensch, wie ein jedes Volk ist das, was er ist, durch angeerbte Eigenschaften, Erziehung und eigenen Willen. So auch wir baltischen Deutschen. Lange im ungehinderten Besitz, den die Staatsregierung als mit ihren Interessen zusammenfallend ansah, fern von den Wogen der großen Geschehnisse, waren wir sicher und bequem geworden. Wir sind darin nicht besser und nicht schlechter gewesen als Menschen nun einmal sind, denen es lange Zeit sehr gut gegangen ist. Solche gefallen sich immer in Selbstberäucherung und Bewunderung dessen, wie herrlich weit man es doch gebracht habe, solche unterschätzen den Gegner und glauben, er würde sich demüthig ducken, wenn man bramarbasirende Reden hält. Das Erwachen ist dann schmerzlich genug: man sieht die Welt um sich anders geworden, Gegner überall und steht ihnen mit stumpfen Waffen gegenüber. Ganz besonders will das für unsere Städte Geltung haben. Fern sei es, daß ich bei diesen Gedanken in falsches Verallgemeinern verfalle, ich weiß nur zu

gut, welche großen Verdienste in Sonderheit unsere Landesvertretungen und viele tüchtige und mannhafte Persönlichkeiten um unsere Heimath gehabt haben und heute haben, daß aber die deutsche Bevölkerung in ihrer Gesammtheit viel versäumt und daher viel nachzuholen hat, unterliegt keinem Zweifel. Welche Aufgaben uns hier erwachsen, habe ich oben im Einzelnen klarzulegen gesucht. Und so sei mit dem Worte des Altmeisters Goethe beschlossen, das den Schlüssel zu den Fragen des Lebens, also auch unseres heimischen enthält:

„Siegt dir gestern klar und offen,  
Wirfst du heute kräftig frei:  
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,  
Das nicht minder glücklich sei.“



Verlag von  
**Jondk & Poliewsky, Riga, Kaufstr. 3.**

---

Zwei neue  
**baltisch - historische**  
Erzählungen.

**Badendiek, Alex.** (Hl. Andreas),

 **Sanct Jürgen.**

---

Eine Rigasche Erzählung aus dem Ausgange des  
13. Jahrhunderts. 344 S.

Brosch. Abl. 1.50, geb. Abl. 2.—.

---

**Girgensohn, Lotta** (G. Attol),

 **Ylo, Kaupos Sohn und**  
**Hans von Tiesenhofen.**

---

Erzählung aus der Zeit der Gründung Rigas.

Illustriert von Oskar Herrfurth. 277 S.

Elegant gebunden Abl. 2.40.

## Empfehlenswerte

# belletristische und Geschenkwerte

aus dem Verlag von

**Joudt & Poliewsky, Riga, Kaufstr. 3.**

**Andreas, Alex.** (A. Badendick), Sankt Jürgen. Rigasche Erzählung. Rbl. 1.50, geb. Rbl. 2.—.

— **Muukenk.** Rigasche Erzählung. Rbl. 1.—, geb. Rbl. 1.60.

**Ascharin, A.**, Nordische Klänge. Russische Dichtungen in deutscher Uebertragung. 238 S. Rbl. 1.50, elegant gebunden mit Goldschnitt Rbl. 2.—.

**Brokdorff-Ahlesfeldt, Gräfin Louise**, Aus dem Burenkrieg. Gedichte. (Reinertrag für die Buren bestimmt). R. 1.—.

**Glasenapp, Gregor von.** Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Religionsgeschichte. 481 S. Rbl. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Rbl. 4.—.

**Günther, Victor**, Lyrik. Gedichte. Eleg. brosch. Rbl. 1.20, eleg. geb. Rbl. 1.80.

**Gunnus, Carl**, Gedichte. Gebunden Rbl. 2.—.

**Heuchel, G.**, Göthes Religion und Göthes Faust. 333 S. Rbl. 3.—, elegant gebunden Rbl. 4.—.

**Pröger Max**, Gedichte. Rbl. 1.—, geb. m. Goldschn. Rbl. 1.60.

**Wettig, Constantin**, Geschichte der Stadt Riga. Mit Ansichten u. Plänen, sowie Abbildungen im Text. 476 S. Rbl. 4.80, elegant gebunden Rbl. 5.80.

— **Baltische Städte.** Auflage I vergriffen.

*!Neue vermehrte Auflage in Vorbereitung!*

**Wettig, C. u. G. Heuchel**, Führer durch Riga. IV. Aufl. 1901. Mit vielen Abbildungen und Plänen. Rbl. —.60.

## Livländische Bauer-Verordnung

vom 13. November 1860.

Allerhöchst bestätigt, mit allen zur Zeit gültigen, abändernden und erläuternden Erlassen und Verordnungen, sowie sämtlichen Entscheidungen des Dirigirenden Senats.

Herausgegeben von **A. von Hieserikky**,  
ehedem Hofgerichts-Advokat.

I. Hälfte. Preis 3 Rbl. 60 Kop.